J. publl. G.
225
m

J. publ. G. 225 m

Forderungen

J. publ. g. 225 m

Deutschlands Forderungen an den deutschen Bund.

Mainz 1816,
bei Florian Kupferberg.

175 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I n h a l t.

Einleitung . . . . Seite 1
I. Lotterie . . . . — 25
II. Die Juden . . . . — 37
III. Bücher-Nachdruk . . . . — 60
IV. Bettlei . . . . — 69
V. Die Heerstraßen . . . . — 78
VI. Die Sprache . . . . — 84
VII. Gesetze . . . . — 94
VIII. Gesinde-Ordnung . . . . — 101
IX. Maaß und Gewicht . . . . — 112
X. Gleichgeltende Münze . . . . — 114
XI. Englische Fabrikate . . . . — 119
XII. Deutsche Alterthümer . . . . . . — 123
XIII. Deutscher Bundes-Pallast . . . . — 130

Einleitung.

Wir sind erwacht aus dem langen, schweren Traume, den Deutschland von Mord, Tirannei und Ketten träumte. Bang und düster war die Nacht, beklommen und beängstigend der Schlaf: da donnerte es im Norden, ein Gewittersturm fuhr lautheulend über die Erde und — wir erwachten.

Zwanzig Jahre waren in dumpfem, starrem Hinbrüten zugebracht, wir sahen anfangs mit Schmerz, dann wehmüthig, endlich mit fühlloser Ergebung einen Pfeiler unseres alten, ehrwürdigen Reichs = Gebäudes nach dem andern umstürzen; und erst als der alte kühne Riesenbau zertrümmert lag, und seine Hallen in Schutt versanken, da wurden wir gewahr, wie wohnlich er gewesen: da sahen wir ein, daß er zugleich unsre Wohlfahrt geschützt hatte, die nun mit jener von Unverständigen so oft verlachten, aber nie begriffenen Verfassung zu Grunde gegangen war.

Eine Reihe von unerhörten Weltbegebenheiten, drückende Verhältnisse, die jetzt durch so viele

Umstände begründete Hoffnung einer bessern Zeit, vor allem aber ein aufs Höchste gestiegener Egoismus, den der Zeitgeist so sehr begünstigt, haben unsern Blick von der Vergangenheit abgezogen, und ihn entweder von der Gegenwart befangen gemacht, oder in eine ferne, ungewisse Zukunft gelenkt. Wir übersehen daher noch immer nicht die Größe unseres Verlustes in seinem ganzen Umfange, und wenn es auch nicht zu bestreiten ist, daß wir hin und wieder in einiger Rüksicht etwas gewonnen haben, so ist es uns doch nicht eingefallen, Gewinn und Verlust zu berechnen, und dadurch unsre geistige und physische Vermögenslage zu bestimmen. Dieses ist aber so nöthig, da ohne eine solche Untersuchung keine wirkliche dauerhafte Verbesserung unseres Zustandes möglich ist; wiewohl diese Untersuchung manche Schwierigkeiten hat, die leicht zu einer, den Gesichtspunkt verrückenden, Einseitigkeit führen können. Doch die dem Deutschen im vorzüglichen Grade so eigne Unpartheilichkeit wird uns, gleich entfernt von einer ungerechten Vorliebe, und von einem unbilligen Hasse, auf dem richtigen Wege erhalten, daher wir unbefangen, doch nicht ohne Wehmuth, den Blick in die Vergangenheit werfen, um zu sehen, wie es war, und was wir verlohren.

Die Deutschen waren von jeher ein frommes, gemüthliches Volk, in deren Herzen die Religion

vorzüglich herrschte. Sie unterschieden sich hierin so sehr von allen andern europäischen Völkern, daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, sie hatten eine ganz andere Religion, die nur in den äussern Formen mit der der andern Völker übereinstimmte. Der deutsche Katholik behandelt seine Religion nicht leichtsinnig, wie der Italier und der Franzose, da dieser noch eine hatte, sie wird bei ihm nicht zum blutgierigen Fanatismus, wie bei dem Spanier, sie ist ihm kein Frohndienst, wie dem Polen: sie ist ihm Herzenssache; und wenn sie ihn gleich in einigen noch finstern Gegenden zum Aberglauben hinziehet, so macht sie ihn doch im Ganzen zum guten Menschen, mildert seine Sitten, und füllt sein Herz. Dem deutschen Protestanten ist seine Religion kein Kinderspiel, wie dem Engländer, sie läßt ihn nicht kalt, wie seinen französischen Glaubensbruder, sie macht ihn nicht unduldsam, wie den Schweden. Den Deutschen bildet seine Religion, erhöhet sein Gefühl und bessert seine Sitten, die sonst bei seiner Kraft rauh seyn würden; sie tröstet ihn im Unglük und erhöhet das Glük seines Lebens. Dieses alles soll sie zwar bei Jedem thun; aber da kein Volk die Religion so sehr zum Haupt-Gegenstand seines Empfindens macht, und da kein Volk dem Gefühl eine so große Stimme einräumt, als die Deutschen, so sind die Wirkungen der Re-

ligion auch bei keinem andern in solchem Maaße vorhanden.

Diesen Pfeiler unseres Glükes haben die Barbaren aus Westen, von dem Zeitgeist und einer Menge von Umständen unterstützt, wankend gemacht, und dem Deutschen dadurch seine Ruhe, seinen Trost und den schönen Gleichmuth geraubt, der ihn so sehr vor allen andern Völkern auszeichnete. Wem wird es gelingen, das wiederherzustellen, was diese Wahnsinnigen uns in ihrem rasenden Freiheits-Taumel raubten?

In den Rheinländern, diesem Siz und Ursprung alles Guten und Großen, was Deutschland je hervorgebracht hat, fing ihre Höllen-Arbeit an. Das Kurfürstenthum Mainz hatte das Glük, nach einander zwei Kurfürsten zu besitzen, die mit einem hellen Sinn, mit einem aufgeklärten Geist auch Kraft und Willen verbanden, das Gute zu thun und zu befördern. Das Land blühete unter ihrer sanften Regierung, und ihre Unterthanen waren so glücklich als gut. Die Religion verlohr das düstre Drückende, der Aberglaube wurde daraus entfernt, und nicht leicht wird in einem katholischen Staate mehr Duldung gefunden, als es hier der Fall war. Eine unterrichtete Geistlichkeit wirkte wohlthätig auf die Sitten des Volks, und nach und nach, wie alles geschehen muß, was dauren

soll, machte sie die Köpfe heller, indem sie zugleich die Herzen fester an das Gute band. Da kamen die französischen Emissäre und richteten die Freiheitsklubbe ein. Die Regierung, die mildeste, die gefunden werden konnte, wurde verhaßt, die Geistlichkeit verächtlich gemacht, und bald betete der von den Jakobinern verwirrt gemachte Mittelstand den Unsinn unter dem Namen Vernunft an, und die Religion schied weinend von ihren Altären. Der gemeine Mann sah in seinen Priestern, durch den Einfluß der Freiheits-Prediger, entweder nur eigennützige Gaukler, und hörte nicht auf ihre Lehren, oder er sank in jenen finstern, menschenfeindlichen Aberglauben zurück, von dem ihn zu befreien zwei edle Fürsten so eifrig bemüht gewesen waren, und die Priester durften ihn nicht bekämpfen, da er allein ihnen noch den letzten armseligen Rest ihres Ansehens erhielt.

Nun brach endlich das räuberische Heer der Freiheits-Männer herein, und mit ihm ein namenloses, unabsehbares Elend. Tempel und Altäre wurden entheiliget, Kreutze und Kapellen zerstöhrt, Heiligenbilder zerschlagen, heilige Gefäße zu unheiligen, oft schändlichen Dingen gebraucht, und da, wo früher das Venerabile stand, stellte man das Götzenbild der Vernunft auf.

Unheilbare Wunden schlug dieses den Herzen des Volks. Da, wo es Trost und Beruhigung gefunden hatte; da, wo das fromme Herz die kindlichen Gefühle des Glaubens zum Himmel strömen ließ, da brüllte jetzt ein entmenschter Haufe schändliche Freiheitslieder, theilte den an den Gotteshäusern verübten Raub, und schändete Jungfrauen und Weiber. Da, wo so lange der Weihrauchs-Duft zum Himmel stieg, wo der Hochgesang durch die Halle tönte, und die fromme Hand des Priesters sich zum Segnen hob, da sahe man jetzt Schändlichkeiten, die die Menschheit empören, begehen, und alles, was auf die Religion Bezug hatte, wurde auf die greuelvollste Weise entwürdiget.

Und Gottes Donner schwiegen, kein Bliz fuhr nicht auf die schuldvollen Häupter der Lästerer herab, und die Erde that sich nicht auf, sie zu verschlingen! Wie mußte jener Gräuel auf die Herzen des Volkes wirken? wie mußte er einen Glauben untergraben, der so sehr auf Sinnlichkeit berechnet war? Nur noch ein dicker, starrer Aberglaube erhielt sich in einigen Winkeln, die Mehrheit wurde von einem Unglauben ergriffen, der, schädlicher wie der Aberglaube, alle Sittlichkeit zerstörte, und ein unsägliches Unglük über das Land brachte.

Die Geschichte von Mainz ist die aller katholischen Hochstifter; nur finden wir bei allen noch grellere Züge, da bei den mehresten, wie zum Beispiel bei Trier und Kölln, wo in Glaubenssachen noch eine größere Dunkelheit herrschte, die Schändungen der Heiligthümer noch mehr empörten. Die weltlichen katholischen Fürstenthümer litten zwar eben so, doch war es weniger auffallend; denn da die Fürsten oft durch Aufhebungen geistlicher Stifter gewannen, und daher die Hand dazu boten, so gaben sie der Sache ein besseres Ansehen, und giengen mit mehr Schonung zu Werke.

Durch diese Begebenheiten wurden die katholischen Deutschen in ihrem Glauben irre gemacht, und zu einem Unglauben hingeleitet, der auf ihre Sitten und auf ihren Karakter den schädlichsten Einfluß hatte, und derselbe schädliche Einfluß wirkte auch auf die Protestanten fort.

Die protestantische Religion hat weniger Sinnliches, als die katholische; die Sinne können daher auch weniger durch Entheiligungen beleidigt werden, und also litt dieser Glaube unmittelbar weniger; jedoch wurde er mittelbar angegriffen.

Die protestantische Kirche ist auf Duldung gegründet; sie siehet daher andre Glaubens-Gesellschaften ohne Haß und mit Theilnahme neben sich. Von jeher war sie gewohnt, die katholische Kirche

als ihre ältere Schwester zu betrachten, und sahe ihre Gebräuche mit einer achtungsvollen Scheu an. Nun wurden die Heiligthümer der Katholiken entweiht; die Protestanten hörten ihre anders denkenden Brüder über das spotten, was ihnen bisher das Heiligste gewesen war, und durch dies Beispiel angesteckt, entäußerten sie sich auch ihres Glaubens, den das Beispiel, der Zeitgeist und die Umstände wankend gemacht hatten, und den die französische After-Aufklärung verspottete.

Der Umsturz, oder die Veränderung der Landesverfassungen trugen auch das ihrige bei, die Herzen kälter gegen die Religion zu machen: denn mit einer solchen Veränderung war gewöhnlich ein ganzes Heer von Neuerungen, Unglüksfällen, Unordnungen, Beeinträchtigungen, Kämpfe der Partheisucht u. d. gl. verbunden, und dieses alles wirkte in jener verhängnißvollen Zeit der Religion entgegen.

Es ist daher keine Ungerechtigkeit, sondern eine durch unzähliche Thatsachen begründete Wahrheit, daß wir durch die Franzosen unsre Achtung für die Religion verlohren haben, wodurch ein schöner Zug unseres Karakters verdunkelt worden ist.

Unsere Sitten sind seit einigen zwanzig Jahren, durch den Ausbruch der französischen Revolution, ganz und gar verändert, verschlechtert

und denen unsrer verderbten Nachbarn beinahe gleich geworden; so daß sich jetzt ein Franzose in dem ihm unausstehlichen Deutschland, auch ohne alle Nebenrüksichten des baaren Gewinnes, beinahe so wohl befindet, als in Frankreich selbst. Früher waren die Grenzlinien zwischen deutscher und französischer Sitte sehr scharf gezogen, und beide hatten beinahe keine Berührungspunkte. Der deutsche Adel war stolz und steif, lebte prächtig, doch nach alter Sitte, und hielt mehr auf Ueberfluß, als auf Glanz. Adel und Bürgerstand schieden sich streng von einander, doch sie achteten sich gegenseitig, und der Bürger ließ im Ganzen eben so wenig Eifersucht auf die Vorrechte des Adels, als dieser Verachtung und Geringschätzung gegen den Bürger blicken; welche gegenseitige Mäßigung aus der dem Deutschen so eignen Gerechtigkeitsliebe entstand, die Jedem das Seine zu lassen für einen der ersten Grundsätze der Sittlichkeit hält.

Der wohlhabende Bürger lebte sparsam, aber er knauserte nicht. Altmodiger Hausrath, aber von Werth, oft noch von reichen Großeltern geerbt; ungekünstelte, doch kräftige Speisen, ein deutscher, aber alter, unverfälschter Wein, wohnliche, bequeme, aber ungeschmükte Zimmer fand man bei dem wohlhabenden Bürger; aber auch eine unendliche Menge des schönsten Weißzeuges und Betten, und

ein ansehnlicher baarer Nothpfennig waren vorhanden; die Gastfreundschaft wurde in ihrer größten Ausdehnung geübt. Jung und alt mußte fleißig seyn; denn nur der Sonntag und die Festtage waren der Ruhe und dem Vergnügen geweihet: Geschäftslosigkeit war eine Schande. Der Geschäftsmann schwatzte nicht von gelehrten Sachen, die Frauen hatten keine Kunstliebhabereien, und schriftstellernde Frauenzimmer, deren wir etwa ein Paar besaßen, wurden für Naturwunder gehalten. Dagegen wurden auf unsern Universitäten wirklich gelehrte Männer gebildet: alte Sprachen, Geschichte, Mathematik und Philosophie wurden nebst den Fakultäts-Wissenschaften gründlich getrieben; und wer ein Gelehrter heißen wollte, mußte es auch wirklich seyn. Manneswort galt, im Handel war Zutrauen; bei Versprechungen Zuverläßigkeit: der Eid war heilig. Das deutsche Mädchen war schamhaft; der Jüngling bescheiden; der Mann würdevoll, das Weib sittsam. So war es vor fünf und zwanzig Jahren, als die französische Revolutiron ausbrach, welche eine Menge Gesindel und Auswurf aus Frankreich trieb, und dadurch eine gänzliche Veränderung in unsern Sitten hervorbrachte.

Ausgewanderte Grafen und Marquis schlossen sich an den deutschen Adel an, und bildeten ihn nach ihrer Art. Die alte gediegene Pracht machte

einem neumodigen Flitterglanz Platz, der, kostspieliger als jene, bald eine gänzliche Veränderung in der Lebensweise nach sich zog, die keines Weges zum Vortheil der Einkünfte ausfiel. Die Schranken zwischen Adel und Bürger wurden eingerissen, und statt der achtungsvollen Entfernung, in der sich beide Stände bisher von einander gehalten hatten, und wodurch sie sich gegenseitig ehrten, fand eine erniedrigende Herablassung von Seiten des Adels, und von Seiten des Bürgers eine unbescheidene Anmaßung statt. Der Bürger wollte dem Adel in allen Stücken gleich seyn, vermehrte seinen Aufwand, verlohr seine Haltung, ließ seine Bestimmung aus den Augen und begieng die lächerlichsten Ausschweifungen, um für mehr angesehen zu werden, als er wirklich war. Der übrige Mittelstand, der nicht geradezu mit dem Adel wetteifern wollte, veränderte demohngeachtet seine Lebensweise. Nach der Anordnung der französischen Windbeutel, die sich auch hier einzunisten wußten, wurde der alte Hausrath verworfen, und mußte neumodigen Möbeln Platz machen; die Zimmer wurden mit kostbaren Tapeten behängt, oder ausgemahlt, Lustparthien wurden angeordnet, jeder Tag zum Festtage gemacht, und alles nach französischer Weise betrieben. Die lieben Kinderchen mußten französisch plappern lernen; die Spindel und das Strik-

zeug machten dem Stikrahmen und der Guitare Platz, und statt in die Küche, giengen die Mädchen auf die Promenade. Die Knaben lernten früher zeichnen als schreiben, früher die Reimkunst als die Rechtschreibung, und studierten des Mitsprechens wegen die Archäologie, ehe sie die lateinische Sprachlehre begriffen hatten. Kompendien-Gelehrsamkeit kam an die Tagesordnung. Der Luxus und Lebensgenuß wurden ins Ungeheure vervielfältigt und vermehrt. Feine, prächtige, oft gewechselte Kleidungsstücke, glänzende, mit Lekkereien und ausländischen Weinen besetzte Tafeln, Bälle, Konzerte, Lustfahrten und alles, wodurch französische Müßiggänger ihre Sinne kitzeln wollten, wurde ihnen zu Gefallen angeschafft und eingerichtet; und da sie die Weiber für sich zu gewinnen gewußt hatten, so geschahe in allen Stücken ihr Wille.

Dieser größere Aufwand verringerte den Wohlstand, häufte Sorgen auf die Häupter der schwachen Hausväter, und verleitete so Manchen zu unrechtlichen Handlungen. Der Sinn für Häuslichkeit verschwand, die harmlose deutsche Gutmüthigkeit wurde von dem Haschen nach Vergnügen verdunkelt, die einfache deutsche Sitte gieng in dem Strudel französischen Leichtsinns unter, und ein täuschender äußerer Anstrich von Bildung trat an die Stelle

der vollherzigen Deutschheit. Daß unter diesen Umständen auch das feste deutsche Wort nicht mehr galt, daß die Sicherheit im Handel schwand, und deutsche Redlichkeit zu den veralteten Ausdrücken gezählt wurde, das war wohl eine natürliche Folge dieser Umwandelung der Sitten. Was die französischen Ausgewanderten noch von alter Art übrig gelassen hatten, das verdarben nachmals die Heere, die ganz Deutschland überschwemmten; und da nun durch diese Heereszüge der Wohlstand auch mehr verschwand, so führte Noth, bei dem gesunkenen sittlichen Gefühl, Liederlichkeit herbei.

Den Sittenverderb danken wir also auch der französischen Revolution.

Deutschland stand vor fünf und zwanzig Jahren auf einer hohen Stufe des Wohlstandes und war, England und Holland ausgenommen, das reichste Land in Europa. Das betriebsame Sachsen, die paradiesischen Rheinländer, das fruchtbare Würtemberg, der herrliche Landstrich, der gegenwärtig Baden ausmacht, glichen, in Hinsicht der Bearbeitung des Bodens, den wohl unterhaltenen Gärten, in denen die fleißige Hand des Gärtners kein Fleckchen ungenutzt läßt. Aus jedem Hause, ja aus jeder Hütte selbst, glänzte dem Reisenden Wohlstand entgegen, und diese allgemeine Wohlhabenheit gab ein schönes Bild eines hohen Volksglüks in diesen

gesegneten Landschaften. Die Abgaben waren gering, die Lebensmittel wohlfeil; die Fürsten entweder ohne Schulden, oder doch damit in so geringem Grade belastet, daß das Volk nicht gedrückt werden durfte. In den Städten blühte der Handel, die Fabricken vervollkommneten sich mit jedem Jahr; der Bürger hatte eine blühende Nahrung, der Kaufmann war reich.

Wie ganz anders ist es jetzt. Dir Fürsten sind aufs Höchste verschuldet, die Länder seufzen unter ungeheueren Abgaben, der Landmann ist arm und sein vergrämtes Gesicht zeiget von seiner Noth, sein weniges Vieh ist abgetrieben und schlecht genährt, die Aecker sind schlecht angebaut, die Weinberge vernachläßiget, die Obstbäume an vielen Orten ausgehauen und nicht durch junge Stämme ersetzt, die Forsten sind zu Grunde gerichtet; die Landstraßen wimmeln von Bettlern; der Bürger ist verarmt, der Kaufmann, bis auf wenige Glückspilze, die durch die Zeitumstände gewonnen haben, ohne Kredit, der Handel ist ein Gewebe von Mißtrauen und Betrügerei, die Lebensmittel sind theuer, die Fabricken stehen still, oder sind im Sinken.

Diesen gesunkenen Wohlstand brachten uns auch die Weltbeglücker im Westen zu Wege.

Unser auswärtiger Handel, die reichste Quelle unseres Wohlstandes, ist versiegt. England brauchte

früher unser Getraide, und brachte uns jährlich große baare Summen dafür ins Land, so daß die Handelsbilanz auf unsrer Seite sehr vortheilhaft war. Da die deutschen Häfen gesperrt wurden, suchte es für seinen Getraide-Bedarf andre Märkte, und fand diese in der Barbarei, in Sizilien und Egypten, wie auch in Amerika, so lange es mit den vereinigten Staaten in Frieden lebte. Zwar hatte es alle diese Wege früher gekannt, sie aber, vieler Hindernisse wegen, wenig benutzt; jetzt wurde es von der Nothwendigkeit dazu getrieben, und räumte mit der ihm eigenen Kraft alles aus dem Wege, was seinem Einkauf hinderlich war. Die Einwohner von Sizilien und Egypten wurden zum Getraidebau aufgemuntert, Handlungshäuser und Faktoreien dort errichtet, und Verträge mit jenen Regierungen wegen der Getraide-Ausfuhr geschlossen. So wurden die Engländer zu andern Märkten hingewiesen, und sie werden nicht aufhören, sie zu benutzen. Der große Kornmarkt von Europa in Amsterdam, der größtentheils von Deutschland gefüllt wurde, steht verödet; die dortigen Kornhändler sind ohne Hoffnung, je wieder Geschäfte zu machen, und legen jetzt ihre Kapitale in andern Artikeln an.

Der Holzhandel war von gleich großer Wichtigkeit. Amsterdam, Hamburg und Stettin waren

die drei großen Ablagen für die ungeheuren Holzvorräthe vom Main, vom Rhein, von der Elbe und der Oder: die Engländer waren die Hauptkäufer. Nach der Sperrung der deutschen Häfen nahmen sie ihren Bedarf aus Amerika und von einigen Inseln des Mittelmeers. Die Fracht kostete freilich ein Bedeutendes mehr; indessen als kluge Kaufleute suchten sie sich zu helfen: sie schickten die Schiffsbauleute nach den Häfen, von denen sie ihr Holz nahmen, ließen dort bei wohlfeilerem Arbeitslohn Schiffe bauen, und diese zugleich mit einer Ladung befrachten, und so erhalten sie ihr Holz wohlfeiler, als früher von Deutschland. Dieser Handelszweig wird nie wieder so blühend, als er früher war.

Auch nach Flachs und Hanf, welches Amerika jetzt in großer Menge liefert, wird nie wieder eine so große Nachfrage werden, als vorher.

Die Leinwand war ein unentbehrlicher Artikel für die Spanier und Amerikaner, welche Schlesien, Böhmen und die Länder der beiden sächsischen Kreise vorzüglich lieferten — Schlesien allein führte im Durchschnitt für sieben Millionen Thaler aus. — Bei der Handelssperre haben sich die Schottländer, vorzüglich aber die Irländer, auf Verfertigung der Leinwand gelegt, es wird dort mehr als doppelt so viel, wie früher, ausgeführt, und bei der

Theurung dieser Waare hat man sich an den Gebrauch anderer Zeuge gewöhnt. Auch dieser Handel wird nie seine alte Größe wieder erreichen.

Der Kredit, den der deutsche Kaufmann früher besaß, war unbegrenzt; jetzt hat er keinen mehr. Englische, französische und schweitzer Handlungshäuser halten jetzt, — was sonst selten, beinahe nie geschah, — ihre Reisenden, die sich genau von der Sicherheit des deutschen Kaufmanns unterrichten müssen, und mit ihnen nur gegen erwiesene Zahlungs-Fähigkeit Geschäfte machen. Diese Reisenden erhalten 5 Prozent für die verkauften Waaren von den Häusern, für welche sie reisen, welches doch alles die Deutschen bezahlen müssen.

Diese traurige Lage, in der sich der deutsche Handel befindet, ist ganz allein eine Folge der französischen Herrschaft in Deutschland: er ist zerstöhrt, und es ist durchaus nicht zu erwarten, daß er so bald wieder empor komme.

Mit den Fabricken ist es derselbe Fall. Vor Anfang der französischen Revolution waren die deutschen Fabricken im blühenden Zustande, und fiengen an, den englischen und französischen die Wage zu halten. Mit starken Schritten eilten sie ihrer Vervollkommnung entgegen, und berechtigten zu der Hoffnung, daß wir bald, unabhängig von den Engländern und Franzosen, den größten Theil

haben: denn jedes Böse führt stets in der Regel auch etwas Gutes mit sich, daher dieses unaussprechliche Uebel doch auch nicht so ganz ohne Nutzen gewesen seyn kann.

Das Feudal-Wesen mit seinem so harten Druck ist in den mehresten Gegenden Deutschlands, nebst der die Menschheit entehrenden Leibeigenschaft, aufgehoben, und dieses ist allerdings etwas sehr wesentlich Gutes, da die Menschheit dadurch geschändet, und die Thätigkeit gehemmt wurde.

Der Zunftzwang und alle damit verbundene Vorurtheile haben aufgehört, und dadurch hat der Wirkungskreis des fleißigen Bürgers das Beengende verlohren, welches ihn früher an jedem Fortschreiten hinderte.

Viele Güter sind der todten Hand genommen, und der freien Benutzung zurück gegeben, wodurch sich das Grundvermögen der Deutschen um so viel vermehrt hat, als diese werth sind.

Der Erwerbtrieb ist durch die Nothwendigkeit, viel verdienen zu müssen, um die großen Abgaben bestreiten zu können, geweckt worden, und berechtigt zu großen Hoffnungen, wenn die Fürsten ihn nicht unterdrücken, oder ihm eine unnatürliche Richtung geben.

Dieses wäre beiläufig die ganze Summe dessen, was wir durch die französische Revolution gewonnen haben.

Das Resultat davon wäre also: Wir haben Religion und Sitten verloren, dagegen aber an Gewandtheit gewonnen; Handel und Kunstfleiß haben wir eingebüßt, dagegen haben wir eine größere Thätigkeit, und im Stand mehr persönliche Freiheit erlangt; für das Gute, was wir durch die Zeitumstände erhielten, haben wir viel mehr und Besseres verlohren, und unsern Wohlstand noch obendrein in den Kauf gegeben.

Doch haben wir eine unschätzbare Erfahrung gemacht; eine Erfahrung, auf die sich ein dauerhaftes, unerschütterliches Gebäude unsers Glückes gründen läßt, nämlich die: daß der gute Geist in uns noch nicht untergegangen, sondern nur unterdrückt worden ist. Die Gewißheit ist uns geworden, daß uns einige zwanzig blutige Jahre voll Greuel und Frevel nicht so zu verschlechtern vermochten, daß sich nicht unser ursprünglicher Karakter, wenn auch von Schmutz und Flecken entstellt, dennoch in seinen Grundzügen so erhalten hat, daß es möglich ist, ihn einst wieder in seinem Glanz und in seiner Größe herzustellen.

Die Jahre 1813 und 1814 haben bewiesen, daß wir das uns geschehene Unrecht, die uns

widerfahrene Entehrung noch fühlen können. Wir haben unsre Feinde in ihren Grenzen aufgesucht, und nur deutsches Blut hat uns unsre Freiheit errungen. Wir waren tapfer im Kampfe, und großmüthig gegen die Besiegten, wie es die Deutschen immer gewesen sind: leider haben wir die Großmuth jetzt übel angewandt, welches uns aufs Neue das Herzblut unsrer Söhne gekostet hat.

Jetzt steht Deutschland an den Pforten der Zukunft, und fordert Antwort auf die Frage: was sein künftiges Schiksal seyn soll? So wie es bis jetzt war und ist, darf es nimmer bleiben; denn noch ist es nicht gut: und gut muß es werden, wenn Deutschland bestehen soll.

Noch fühlen wir unser Uebel nicht ganz, noch schmerzen uns unsre Wunden nicht, da die thatenvolle Gegenwart unsre Sinne befangen macht. Wir kennen noch den ganzen Umfang unsres Verlustes nicht, den unsre letzten nöthigen Anstrengungen noch bedeutend vermehrten: noch beruhigt uns die Hoffnung auf die Zukunft, und ist uns ein schmerzstillendes Mittel, das uns von der endlichen Entscheidung der Dinge viel verspricht. Aber wenn einst die Ruhe zurückgekehrt, und eine neue Ordnung eingeführt seyn wird, dann werden wir empfinden, was wir verlohren haben, denn werden wir einsehen, um wie viel schlechter wir dran sind, als unsre Väter.

Unsre Jugend ist zum Theil auf Deutschlands und Frankreichs Schlachtfeldern erschlagen, die Jünglinge, die zurükkehren, sind entweder Krüppel, oder doch zu den mehresten Nahrungszweigen unbrauchbar; unser Wohlstand ist dahin, unsre Aecker und Weinberge schlecht bebaut, unsre Häuser verfallen, unser Viehstand verringert; was aber ein größrer Verlust als alles ist: unsre Sitten verschlechtert.

Wie soll hier Rath werden? — Wir haben einzelne vortreffliche Fürsten, aber nicht alle geben die Hoffnung, so regieren zu wollen und zu können, daß ihre Unterthanen glüklich werden; und sobald ein einziger schlecht regieret, sobald nur ein einziger die sittliche Verderbtheit seines Volkes einreißen läßt, so haben wir stets den Samen des Bösen in unsrer Mitte, der wie die Wucherblume sich tausendfach vermehrt und der Mühe aller übrigen spottet. Alle Deutsche haben jetzt für ihr Vaterland und für die Freiheit geblutet, alle müssen daher auch theilhaftig werden des Guten, welches unserer wiedererrungenen Selbstständigkeit entkeimen soll. Wie soll aber dieses erreicht werden? Jeder deutsche Fürst beherrscht jetzt unumschränkt sein Volk, — was die Landstände werden können, stehet noch zu erwarten; — hat er den guten Willen nicht, oder gebricht ihm die Kraft, das anerkannt Gute zu bewirken,

so kann ihn keine höhere Macht dazu zwingen; daher dürfen wir die Furcht nicht entfernen, Deutsche, unsre Brüder, leiden und verderben zu sehen.

Eine Hoffnung bleibt uns, und gern überläßt Deutschland sich ihr: dieses ist der deutsche Bund. Was dieser ehrwürdige Bund nach der Stimmenmehrheit beschließet, das muß, unbeschadet der Landes-Hoheitsrechte der einzelnen Mitglieder, durch ganz Deutschland eingeführet werden; und wenn dieser Bund die Ueberzeugung in sich aufnimmt, daß nicht Roß und Reisige, nicht Wall und Mauren, sondern innre Stärke Deutschland unüberwindlich macht; und daß innre Stärke sich nur auf den sittlichen Werth des Volks-Karakters gründet, dann darf Deutschland über sein Schiksal unbesorgt seyn, und sich froh der Hoffnung eines goldnen Zeitalters überlassen. Was Deutschland wünscht und hofft, wollen wir in folgenden Aufsätzen vortragen.

I. Lotterie.

Ueber dieses unglaublich schädliche Unwesen ist in früherer Zeit sehr viel, wiewohl stets vergebens, geschrieben worden. Vieles davon ist schon längst vergessen, nichts beherziget, alles aber stets als ein frommer Wunsch betrachtet worden, dessen Unausführbarkeit am Tage liegt. Jetzt ist eine andere Zeit eingetreten, in der die Hemmung dieses Uebels vereinten Kräften möglich ist; daher ist es nöthig, längst gesagte, aber auch längst vergessene, Wahrheiten in Erinnerung zu bringen, und auf Abstellung eines Spieles zu dringen, bei dem, ausser dem Gelde, auch noch die Sittlichkeit zum Einsatz gegeben wird.

Das Lotto ist, in physischer und moralischer Hinsicht, ein Verderben für den Staat; daher auch in beiden Rüksichten die Schädlichkeit dieses Spiels erwogen werden muß.

Deutschland muß als ein für sich bestehendes Reich betrachtet werden, dessen vereinigte Staatskräfte zusammen ein Ganzes ausmachen. Sieht man es aus diesem Gesichtspunkte nicht an, so ist auch der deutsche Bund ein Unding; wenigstens

wird er stets ohnmächtig bleiben, da einzelne deutsche Staaten in jedem Fall ausser Stande sind, sich dem nachtheiligen Einflusse der Ausländer auf ihren Kunstfleiß und auf ihre Finanzen zu entziehen: fehlet aber einzelnen Theilen die Kraft, so gehet diese ja auch dem Ganzen des Bundes verlohren.

Dieses hängt ganz natürlich zusammen; denn: gehen Sachsens Fabricken zu Grunde, so kann es Preussen sein Getraide nicht bezahlen; höret in Schlesien und Böhmen die Verfertigung der Leinwand auf, so verliert Hamburg einen seiner besten Handelsartikel; wird Nord-Deutschland arm, so kann es den West- und Süddeutschen ihre Weine nicht abkaufen; verarmt der Süddeutsche, so nimmt er dem Norddeutschen die Erzeugnisse seines Kunstfleisses nicht ab. Hieraus folgt nun, daß, wenn Deutsche in der englischen, niederländischen und schweizer Lotterie spielen, dieses ein Verlust für ganz Deutschland ist. Bekanntlich wird sehr stark, besonders in der niederländischen und englischen Lotterie, gespielt, und dadurch gehen jährlich ansehnliche Summen aus dem Lande. Nehmen wir nur an: daß jährlich für zehen Millionen Gulden Loose genommen werden — eine Summe, die gewiß nicht zu hoch angegeben ist — und daß die Gewinnste den Einsatz decken, so verliert Deutschland, durch die abgezogenen vierzehn Prozente, jährlich die be-

deutende Summe von 1,400,000 Gulden. Ueberdem zahlt die englische Lotterie die großen Gewinnste nie aus, sondern giebt nur die Zinsen jährlich davon.

Wir kommen zu den inländischen Lotterien. Wer die Menge derselben berüksichtigt, wird die Summe von 100,000,000 Gulden, als jährlichen Einsatz, in allen Klassen der sämmtlichen deutschen Lotterien, nicht zu hoch angegeben finden, wovon 1/3, oder 33 1/3 Millionen stets in den Kassen der Lotterie-Einnehmer und der Spielenden befindlich seyn müssen, und so nur hin und her gehen. Diese große Summe wird also der Zirkulation entzogen; denn das Hin- und Zurükbringen aus einer Kasse in die andre, kann man doch nicht zirkuliren nennen? Was könnte mit diesem bedeutenden Kapital für Handel und Kunstfleiß gewonnen werden?

Die beinahe in jeder Lotterie verfassungsmäßig abgezogenen 10 Prozente werden größtentheils zu wohlthätigen Zwecken angewandt, und hierin will man eine Entschuldigung des heillosen Spieles finden. Indessen, so lange man den Grundsatz nicht annimmt: daß böse Mittel zu Erreichung eines guten Zweckes erlaubt sind, so lange kann es auch wohl Niemanden im Ernst einfallen, Unterstüzzungen der Wittwen und Waisen, die durch die in Abzug gebrachten 10 Prozente bewirkt werden, für

eine Entschuldigung des Lotto gelten zu lassen. Betrachten wir es als eine Abgabe, so ist sie höchst ungerecht durch die ungleiche Vertheilung; denn spielet der wohlhabende und reiche Mann, der auch wohl das Doppelte abgeben könnte, so spielt dagegen auch der arme, auf einen kleinen Gehalt beschränkte Staatsdiener, der es sich seinem Munde abdarben muß, und so mancher, der es durchaus nicht übrig hat. Als freiwillige Beisteuer können wir es aber in keinem Falle annehmen; denn eine freiwillige Steuer sezt Unbefangenheit voraus; diese hat aber kein Spieler.

Der schädliche Einfluß, den das Lotto auf die Sittlichkeit hat, überwiegt aber noch bei weitem dessen Verderbliches für den allgemeinen Wohlstand, und es ist bejammernswerth, daß man bis jezt so ganz und gar keine Rüksicht darauf genommen hat.

Der Staatsdiener, der vielleicht eine jährliche Einnahme von 3 bis 400 Thalern hat, sezet davon oft zwanzig und mehrere Thaler in die Lotterie. Er hat bei schwerer Arbeit wenig Einkommen, seine Lage ist drükkend; doch statt mit dem Aufwande aller seiner Kräfte auf die Verbesserung seiner Lage hinzuarbeiten, opfert er den zwanzigsten, ja wohl gar den fünfzehnten Theil seiner Einkünfte diesem bösen Spiele, und überläßt sich leichtsinnig der

Hoffnung, die nur zu oft täuschet. Junge Menschen leihen, oder verpfänden oft die ihnen unentbehrlichsten Sachen, um den Einsatz zu erhalten, und ihr Glük in diesem Spiele versuchen zu können. Wie mancher wurde dadurch zuerst verleitet, Schulden zu machen; die Hoffnung des Gewinnstes erleichterte ihm den ersten Schritt über die Grenze der Sittlichkeit; die Bahn war gebrochen, und so eilte er schnell seinem Verderben entgegen. Leute, die fremde Gelder unter Händen haben, greifen diese an, mit dem Vorsatze, das Genommene von dem zu hoffenden Gewinn zu ersetzen. Dieser bleibt aus, und sie gerathen in Verzweiflung, die sie zu falschen Maaßregeln verleitet, und aus Verführten Verbrecher macht. Wie oft begiengen Menschen von schwankenden Grundsätzen den ersten Diebstahl, um ein Loos kaufen zu können? Der Schritt war gethan, die Schaam verlohren, und sie auf immer unglüklich. Der harmlose Hausvater, der sein Auskommen, aber keinen Ueberfluß hat, setzt in die Lotterie; er träumt sich einen Gewinnst, überlegt, was er damit anfangen wird, und bald fallen ihm tausend Gegenstände ein, die er sich zu seiner Bequemlichkeit, und um seiner Gattin eine Freude zu machen, anschaffen will. Der Traum ist so süß, die Nothwendigkeit dieser Bequemlichkeiten, das Erfreuliche dieser Geschenke, leuchtet

ihm immer mehr ein; er findet sie am Ende unentbehrlich, und schafft sie an, ehe er gewonnen hat. Er setzt sich dadurch in Verlegenheit, denn er hat seinen Haushaltungsplan geändert, und es fehlet an manchem Nöthigen. Jedoch er tröstet sich; denn, gewinnt er, so kann er dieses alles gut machen: der Gewinnst bleibt aus, die Unordnung und Verlegenheit aber — bleiben.

Ein leichtsinniger Verschwender ist vielleicht auf dem Wege zur Besserung, er kann mit dem Rest seines Vermögens sich noch retten; der Entschluß, sein Leben zu ändern, hat ihn viel Ueberwindung gekostet; allein er sah die Nothwendigkeit davon ein, und die Vernunft erhielt bei ihm den Sieg über seine Leidenschaften. Indessen, es fällt ihm ein, daß er noch ein Lotterieloos besitzt, und sollte er auf dieses gewinnen, so kann er seine bisherige Lebensweise fortsetzen. Nun verschiebt er, in Hoffnung des Gewinnstes, seine Besserung bis zur Ziehung: es bleibt ja dann noch immer Zeit genug, sich einzuschränken, wenn er durchfallen sollte. Die Ziehung ist geschehen, er hat nichts gewonnen; aber sein Vorsatz ist auch erkaltet, und er bleibt, wie er war.

Der Kaufmann besitzt ein Loos. Wenn es gewinnt, kann er seinen Handel erweitern; er läßt sich aber schon jetzt in eine gewagte Spekulation ein;

denn beides, denkt er, wird doch nicht fehlschlagen: dies wäre ja ein unerhörtes Unglük. Endlich ist die Lotterie gezogen; gewonnen ist nichts, die Spekulation ist auch fehlgeschlagen, und sein Wohlstand erschüttert. Die Ursache davon ist das Lotto, welches ihn daran gewöhnte, ohne Grund zu hoffen.

Der Reiche oder der Arme mag spielen, so wirkt es immer nachtheilig auf sein sittliches Gefühl. Nur da zu ärndten, wo man gesäet hat, ist ein Gebot der Sittenlehre; bei dem Lotto hat man aber nicht gesäet, denn man gewinnt nur auf Kosten Anderer, die verlieren; darum ist das Lotto, wie jedes andere Spiel, gegen die Moral. Hoffnung ist die Trösterin des Menschen in seinem Unglük; sie wurde uns gegeben, um uns in den Stürmen des Lebens aufrecht zu erhalten, um uns die dunkle Nacht zu erhellen, und uns an den Himmel, an eine waltende Vorsicht zu verweisen, wenn wir verzagen wollen. Aber sie giebt uns jederzeit einen Grund an, warum wir uns ihr überlassen sollen; darum sollen wir sie nicht zur feilen Metze erniedrigen, die unsern Thorheiten schmeichelt und unserm Leichtsinn einen Pfühl unterlegt, damit er uns ja nicht verlasse. Dies ist gegen die Natur und gegen die Bestimmung der edeln Himmelstochter; darum wird sie so erniedrigt zur Be-

trügerin und zur Furie, die uns quälet, statt zu trösten.

Wenn aber Jemand, vom Teufel begünstigt, einen bedeutenden Gewinnst erhält, wird er dadurch glücklich? Gewiß in hundert Fällen höchstens einmal. Vor der Ziehung fehlt es nicht an guten, wenigstens klugen, Vorsätzen; aber ganz anders ist es, wenn der Gewinnst eingestrichen ist.

Der Eine will sich in Ruhe setzen und von seinen Zinsen leben; der Andre seinen Handel vergrößern; dieser seinen Kindern eine bessere Erziehung geben; jener für arme Anverwandte sorgen; Einer verübtes Unrecht vergüten, der Andre seiner Familie ein bequemes Leben verschaffen, und so nimmt sich Jeder etwas vor, was ganz löblich ist. Nun kommt aber der Gewinnst, die guten Vorsätze sind vergessen; man schafft sich tausend unnöthige Dinge an; der Aufwand wird vermehrt, und unverhältnißmäßig vergrößert; es wird verschwendet; in kurzer Zeit ist das gewonnene Kapital verlohren, und hat das früher Besessene mitgenommen. „Im Schweiße „deines Angesichts sollst du dein Brod essen!" Diese alte und ewig wahre Lehre muß der Grundsatz jedes Menschen bei seinem Erwerbe seyn. Wer einmal auf den Abweg gekommen ist, durch das Lotto reich werden zu wollen, wird nie fleißig und unverdrossen arbeiten; denn er hat immer den

leichten Gewinn im Auge, und murret gegen sein Schiksal, wenn er ihn nicht erhält. Daher ist keine allgemeine Sittlichkeit unter einem Volke möglich, wo das Lotto im Gange ist, und ein Staat hat keine heiligere Pflicht, als es abzuschaffen. Längst schon ist aber die Frage aufgeworfen: wie dies möglich sey? Bei den früher in Deutschland statt findenden Verhältnissen, war dies allerdings unmöglich: denn schaffte ein Fürst es ab, so hatte sein Nachbar den Vortheil davon, da seine Unterthanen in dessen Lotterie spielten; er ließ durch das Verbot des Lotto's das Geld aus dem Lande gehen, und gab den Einwohnern seiner Staaten noch überdem Gelegenheit, zu einer strafbaren Uebertretung der Gesetze. Wenn indessen das Lotto durch ganz Deutschland abgeschafft wird, so ist die Spielsucht sehr leicht gehemmt: denn Wegnahme des Gewinnstes, harte Strafen, als Festung, Pranger, Verlust des Bürgerrechts, werden sehr leicht verhindern, das Geld den auswärtigen Lotterien zuzuwenden.

Bedenket ihr guten Völkerhirten! wenn auch nur bei jeder Ziehung Einer eurer Unterthanen sich den Einsatz auf eine unrechtmäßige Weise verschafft; wenn bei jeder Ziehung auch nur Eines eurer Kinder von dem Wege der Sittlichkeit abgehet; wie viel Unglük ist schon dieses, und doch bleibt es gewiß nicht bei Einem.

Ein andrer bedeutender Einwand ist der große Ausfall, den die Staats-Einkünfte durch die Aufhebung des Lotto erleiden würden. Dieser Ausfall würde, leider! nicht klein seyn; indessen, müssen eines Krieges wegen so ungeheure Auflagen gemacht werden, so ist doch wohl um so eher eine zur Beförderung der Sittlichkeit erlaubt; da diese überdem reiche Zinsen bringen würde.

Wer durch Aufhebung des Lotto unverhältnißmäßig verlieren würde, sind die Städte Hamburg und Frankfurt: denn in deren Lotterie wird am stärksten gespielt, da sie den größten Gewinn verheißen, und einen starken Kredit haben; indessen wären diese wohl durch einige Handelsvortheile zu befriedigen, die ihnen die Fürsten zufließen ließen, von deren Unterthanen man beweißen könnte, daß sie am stärksten gespielt hatten. Die Lotterie-Einnehmer müßten, insofern als ihr Geschäft ihre einzige Erwerbquelle gewesen wäre, anderweitig angestellt werden; aber ihr Nahrungszweig darf durchaus kein Grund gegen die Aufhebung des Lotto seyn, denn dies wäre ja eben so, als wenn man verdächtige Wirthschaften aus dem Grunde dulden wollte, weil ihre Unternehmer dadurch sich ernähren.

Ueber die Zahlen-Lotterien, an denen, des niedrigen Einsatzes wegen, auch die geringe Volks-

klasse Theil nehmen kann, sagen wir nichts, da die mehresten Staaten sie schon längst abgeschafft haben; da aber, wo sie noch bestehen, kann gewiß keine Ueberzeugung etwas bewirken, weil man mit offenen Augen blind seyn will, und die Sittlichkeit des Volks für etwas sehr Entbehrliches hält.

Lotterien, um Grundstükke zu verspielen, haben alles das Böse der Klassen-Lotterien an sich, und sind überdem eine Ungerechtigkeit gegen sämmtliche Gutsbesitzer zu Gunsten eines Einzigen; denn sobald nicht Jeder das Recht hat, sein Grundstük zu verspielen, so ist ja der dem Einzelnen gegebene Vorzug ein Unrecht gegen alle.

Wenn gleich der Raum hier nicht gestattet, den Gegenstand zu erschöpfen, und das Verderbliche dieser unglüklichsten aller Finanz-Spekulationen in ihrer ganzen Größe darzustellen, so ist doch hoffentlich genug gesagt, um gute Fürsten, denen das Wohl ihrer Unterthanen am Herzen liegt, mit dem Gedanken an die Hemmung dieses Uebels vertraut zu machen. Die Sittlichkeit der Deutschen hat sich seit zwanzig Jahren sehr verringert, die moralische Verderbtheit eilt mit raschen Schritten ihrer Vollendung entgegen; daher sind kräftige Maaßregeln erforderlich, um dem Uebel

Schranken zu setzen. Die Sittlichkeit des Volkes ist der wichtigste Gegenstand, der die Sorge der Fürsten beschäftigen soll; und will der deutsche Bund stark seyn, will er seine erhabene Bestimmung in ihrem ganzen Umfange erfüllen, so darf diese wichtige Sache seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen.

II. Die Juden.

Diese sind in ihrer gegenwärtigen Lage und Verfassung der Sittlichkeit und dem Wohlstande der Staaten ein wichtiges Hinderniß, daher sie mit Recht die Aufmerksamkeit jedes Fürsten beschäftigen sollten, dem das Wohl seines Landes am Herzen liegt.

In allen Zeiten haben die Juden in Deutschland viel Verfolgungen erdulden müssen, und nicht ohne Abscheu kann man die an ihnen verübten Grausamkeiten lesen. Dennoch sind sie sich damals, wie immer, in ihren Gesinnungen gleich geblieben; stets haben sie den baaren Gewinn für das Ziel aller ihrer Wünsche gehalten, und stets bleiben sie bei dem Glauben: daß durch Geld alles möglich zu machen sey. Dieser Glaube bewährte sich bei ihnen auch ganz vorzüglich: denn troz des im Mittelalter allgemein gegen sie herrschenden Hasses, und ungeachtet der damals bestehenden Unduldsamkeit, erkauften sie doch, zum Aerger aller frommen Deutschen, den Schutz einiger geistlichen Fürsten. Ja, sie wußten von den deutschen Kaisern, deren durch so manche Umstände geschmälerte Einkünfte ihnen

die Erreichung ihrer Absicht erleichterten, Schutzbriefe zu entlokken; und so siegte ihr Geld über den allgemeinen Haß. Da sie es indeß nie darnach machten, daß der den redlichen, strengen Deutschen gegen sie beiwohnende Abscheu vermindert worden wäre, so mußten sie sich manche, höchst lästige, die Menschheit beleidigende, Einschränkungen gefallen lassen. In manchen Städten durften sie gar nicht übernachten, und ein altes Weib wurde ihnen zur Begleitung mitgegeben, sobald sie das Weichbild betraten; in andern mußten sie Zeichen an ihren Kleidern tragen, damit man sie erkennen konnte. An einigen Orten durften sie nur in gewissen Straßen wohnen, die des Nachts geschlossen wurden; an manchen Orten durften sie sich nie blikken lassen.

Aus jenen Zeiten schreibt sich noch der Juden-Leibzoll her, der, wie manche sie in ihrem Thun und Treiben beschränkende Gebräuche, noch vor wenig Jahren bestand.

Endlich fieng die Aufklärung in Deutschland an, sich zu verbreiten, und neben andern Gegenständen kamen auch die Bedrükkungen der Juden zur Sprache. Duldung und Menschenrechte waren die Loosungsworte, die Alles begeisterten; man schrieb, sprach und stritt darüber, und die Gründe, die man zur Verbesserung der Lage der Juden vorbrachte, waren,

nebst ihrem Gelde, welches sie bei dieser Gelegenheit nicht sparten, so überzeugend, daß in vielen Staaten der ihnen so gehässige Leibzoll, nebst andern ihnen lästige Einrichtungen, aufgehoben wurden. Napoleon, dem sie sich durch ihr Geld und andere gute Dienste vorzüglich empfohlen hatten, verschaffte ihnen, in den Ländern, wo sein Einfluß galt, mit den andern Bürgern gleiche Rechte.

Die Vertheidiger der Menschenrechte hatten, in Hinsicht der Juden, viel für sich; denn allerdings hatte die Sache, für die sie sprachen, einen guten Anschein; nur wurde dabei ein gewisser kleiner Umstand ausser Acht gelassen, auf den doch am Ende alles ankam. Man setzte nämlich in den Schriften, die zu Gunsten der Juden herausgegeben wurden, und in den Anträgen, die man den Regierungen zur Verbesserung ihrer Lage machte, stets voraus, daß die Juden Staatsbürger wären; dieses zu bestreiten, fiel Niemand ein: und da gerade hierauf alles ankam, so hatten die Juden gewonnenes Spiel. Wir wollen versuchen, den richtigen Gesichtspunkt dieser Sache aufzufinden.

Staatsbürger ist der, der an allen Rechten und Wohlthaten, die der Staat seinen Unterthanen gewährt, unter dem Beding Antheil nimmt, alle Lasten und Pflichten, die jeden Einzelnen von Staats wegen treffen, zu tragen, und jede Arbeit

und jeden Stand unter gewissen Umständen zu übernehmen, so daß er davon sich für immer und unter allen Umständen nicht ausschließt. Räumt man nun diese Erklärung von einem Staatsbürger ein, so sind es die Juden doch wahrlich nicht; sie sind durchaus keine Akkerwirthe, keine Handwerker, keine Schiffer; keine Arbeit, bei der physische Kräfte erfordert werden, wird von Juden gethan; und die Gesammtheit der deutschen Juden, die doch wohl in die Hunderttausende geht, bringt nicht hundert Scheffel Getraide hervor, keltert kein Fuder Wein, verfertigt kein Schok Leinwand, und thut also für den Unterhalt und zum Nutzen der Menschen nichts. Zwar muß der Staat auch Kaufleute haben; doch deren sind auch ohne die Juden übergenug vorhanden; und nicht die klingende Münze, sondern die Menge der Erzeugnisse machen den Reichthum des Staates aus; man möge übrigens das physiokratische oder das Fabriksystem als richtig annehmen. Nun schließen sich aber die Juden von der hervorbringenden Klasse ganz aus, und gehören blos der verzehrenden Klasse an: wie können sie also Staatsbürger seyn? Sie sind vielmehr nur als eine geschlossene Gesellschaft reisender Kaufleute zu betrachten, die die Märkte eines Staats beziehen, sich durch den Handel bereichern, und dann ihr Kapital und ihre Kräfte dem Staat entziehen, den

sie für einige Zeit zum Wohnsitz erwählt haben. Wer den Karakter und die Verfassung der Juden, so wie ihre Handlungsweise, ohne Vorurtheil beobachtet, der muß über die ungeheuren Wirkungen des Geldes erstaunen, vermittelst dessen sie eine solche allgemeine Duldung, und einen so ausgedehnten Schutz zu erhalten gewußt haben: denn nach ihrer jetzigen Beschaffenheit, sind sie ein Krebs, der an den edelsten Theilen des Staates nagt.

Man denke sich eine große, durch die ganze Welt ausgebreitete, Gesellschaft von Kaufleuten, durch Sprache, Sitten, Gebräuche, Verwandtschaft und Religion verbunden, und stets auf Einen Zwek hinarbeitend; welchen Erfolg muß dieses bei einer fortdauernden Begünstigung haben? — Man nehme welchen Staat von Deutschland man will, man zähle die darin befindlichen Juden, so hat man die Summe von einer Menge gesunder, im Ueberfluß lebender Pensionäre, die ganz allein auf Kosten des Staates leben, und die viele Kinder erzeugen, welche künftig auf gleiche Weise unterhalten werden müssen. Sie sind keine Taglöhner, keine Handwerker, sie bauen das Land nicht, sie erweitern nicht das Gebiet der Wissenschaften, die Kunst wird durch sie nicht bereichert, sie wagen kein Geld in gefährlichen, zweifelhaften Geschäften, sie vertheidigen das Vaterland nicht — die Erfahrung

hat gelehrt, was sie als Konskribirte getaugt haben — dienen ihm auch nicht in Aemtern; und selbst ihr Vermögen gereicht dem Staate nicht zum Nutzen. Denn wenn der Vermögenszustand eines jüdischen Kaufmannes der Steuer wegen untersucht werden soll — welches an einigen Orten geschehen ist — so hat er gleich eine Verbindung mit einem auswärtigen Hause in Bereitschaft, nach welcher diesem der größte Theil seines Vermögens gehört. Sie dienen dem Staate weder mit ihren Händen, noch mit ihrem Kopfe, noch mit ihrem Beutel, und wissen sich gegen geringe Abgaben, die mit ihrem Vermögen durchaus in keinem Verhältnisse stehen, allen Lasten der Staatsbürger zu entziehen. Man untersuche ihre Erwerbquellen: worin bestehen sie? Im Wechsel- und Papierhandel, bei dem sie nie verlieren können, da sie, eine geschlossene Gesellschaft, den Kurs bestimmen; im Einkauf von Gold und Silber, wobei der Gewinn klar vor Augen liegt; im Handel mit Juwelen, die sie als eine ungangbare Waare für einen Spottpreis einkaufen, und da, wo Nachfrage ist, mit hundert Prozent Gewinn verkaufen; im Geldausleihen zu ungeheuren Zinsen, die sie bei der größten Sicherheit dadurch zu erzwingen wissen, daß sie nur da Darlehn geben, wo der Leihende, gewisser Umstände wegen, auf Verschwiegenheit dringen muß; im Handel mit

verbotenen Waaren und mit gestohlenen Sachen. Handeln sie mit Kolonial= und Fabrikwaaren, so umgehen sie den Zoll entweder geradezu, oder vermindern ihn durch Bestechungen, und vortheilen dadurch auf Kosten der Staatseinkünfte und der Kaufleute, die den Zoll bezahlt haben, und also mit ihnen nicht Preis halten können. Ausserdem handeln sie noch mit alten Sachen, sind Lotterie=Einnehmer, und einige der Aermeren auch wohl Zahnärzte und Hühneraugen=Doktoren. Wo ist hier in allen diesen Geschäften, die beinahe den ganzen Inbegriff ihres Thuns und Treibens ausmachen, ein Nutzen für die Gesellschaft? Könnten nicht alle diese Gewerbe ohne Nachtheil des Staats, ja oft wohl zu dessen größtem Vortheil, ganz wegfallen? Um ihnen aber volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, darf eines ihrer Hauptgeschäfte nicht unerwähnt bleiben, nämlich das Lieferantenwesen im Kriege. Könnten doch die Fürsten die Seufzer und Flüche hören, die ihre hungernde, und mit verdorbenen Lebensmitteln krank gemachte Krieger über diese Lieferanten ausstoßen; könnten sie die ungeheuren Summen berechnen, die ihren Kassen durch diese Raubvögel entzogen werden, nie würden sie einem Juden mehr ein solches Geschäft überlassen. Das bis jetzt Gesagte hat ihre Schädlichkeit für den Staat zum Theil nur negativ er=

wiesen; und wenn dieses schon hinreichend wäre, bei Anwendung der Regel: was nicht nützet, das schadet: so ist doch wohl ihre positive Schädlichkeit so in die Augen fallend und von so großer Bedeutung, daß es wohl der Mühe lohnt, sie näher zu beleuchten.

Der Karakter der Juden ist durchweg moralisch verderbt; daher werden sie theils durch ihre Handlungen selbst, und die Wirkungen, die diese auf die Gesellschaft haben, theils durch ihr Beispiel dem Ganzen gefährlich. Sie treiben einen unerlaubten Wucher, wodurch sie viele Personen um ihren Wohlstand und um ihr Vermögen bringen, Andere zur Verschwendung reizen, und besonders viele Jünglinge, denen sie, gegen den Willen ihrer Eltern und Vormünder, Geld darleihen, ins Verderben bringen. In den mehresten Staaten sind Gesetze dagegen vorhanden; allein selten wird ein Jude bestraft; und doch ist es allgemein bekannt, in welchem furchtbaren Umfange sie dies höchst schädliche Geschäft treiben.

Durch den Papier- und Wechselhandel fügen sie den christlichen Kaufleuten, die es ihnen darin nie gleich thun können, einen unglaublichen Verlust zu, den nicht die größte Vorsicht, nicht die gründlichste Sachkenntniß zu verhindern im Stande ist, da hier alle Juden gemeinschaftlich wirken, und

den Kurs, nach ihrem Gutdünken und Vortheil, durch alle nur mögliche Künste lenken und bestimmen.

Die Bestechung, die sie anwenden, in der sie die Kunst aufs Höchste getrieben haben, ist für die Sittlichkeit und für die Wohlfahrt des Staates von den schreklichsten Folgen; es ist ein Uebel, welches mehr Schaden thut, als Krieg und Pest. Bei allen Arten von Staatsbeamten, vom höchsten bis zum geringsten, versuchen sie dieses schändliche Mittel, um zu ihrem Zwek zu gelangen, welches ihnen, leider! nur zu gut gelingt, da ihre öftere Versuche ihnen eine solche Fertigkeit, die rechten Wege einzuschlagen, und einen so richtigen Blik, ihre Leute kennen zu lernen, gegeben haben, daß sie selten ihr Ziel verfehlen. Sie wissen durch dieses Mittel das Recht zu ihrem Vortheil zu drehen, sich bei allen ihren Handlungen gegen Strafe zu sichern, und erlangen Kenntniß von allen geheimen Staats-Operationen, die sie dann zu ihrem Vortheil benutzen. Welch ein Nachtheil erwächst hierdurch dem Vermögen der christlichen Staatsbürger! Das Recht wird zu ihrem Vortheil gesprochen, der Strafe für ihre Vergehungen entziehen sie sich, und bei Finanzplanen ärndten nur sie Vortheil, da sie sich, im Voraus damit bekannt, die etwannigen

Gewinne anzueignen wissen, und die Lasten auf die Schultern der Christen wälzen.

In Rüksicht der Umgehung des Waarenzolles, ist ihre List ganz unübertreffbar; und da sie dadurch die Waaren wohlfeiler stellen können, so entziehen sie dem christlichen Kaufmanne alle Käufer, machen ihn dadurch nahrungslos und lassen die Kassen leer, die nur durch andere Auflagen, welche wieder die Christen allein tragen müssen, gedekt werden können. Da sie den Zoll nicht immer geradezu umgehen können, so wenden sie die ihnen so geläufige Bestechung bei den Zollbedienten an, die sie dadurch pflichtvergessen machen.

Bei den Lieferungen in den Kriegen, wenden sie das edle Bestechungswesen ebenfalls an, und pressen oft Leben und Gesundheit von Tausenden in ihre Säckel, indem sie zugleich das Schiksal ganzer Provinzen aufs Spiel setzen, die um ihres Privatnutzens wegen verlohren gehen.

Gestohlene Sachen werden am sichersten bei Juden untergebracht; denn diese kaufen sie ohne Bedenken, sobald etwas daran zu gewinnen ist. Wie wird hierdurch der Verderbtheit, insonderheit der Dienstboten, Thür und Thor geöffnet, und wie schädlich werden die Juden dadurch? Es sind allerdings Gesetze gegen diesen Unfug vorhanden,

aber durch List und Geld wissen sie diese zu umgehen, und die Ungebühr bleibt.

Wird ein jüdisches Handlungshaus fallit, so verlieren in der Regel nur die Christen dabei, denn die jüdischen Gläubiger sind nur zum Schein da, um die Passivmasse zu vergrößern; die christlichen erhalten 10 — 15 Prozent; die Sache ist abgemacht, und nach einem halben Jahre handelt das Haus wieder mit den bedeutendsten Kapitalen, die nun ihm gehören, da es die christlichen Gläubiger darum betrog.

Bedarf es noch mehr, um die Schädlichkeit der Juden für die deutschen Staaten, sowohl in ökonomischer, als in moralischer Hinsicht, zu erweisen? Sie sind in ihrem jetzigen Zustande Wucherpflanzen, die die Staatskräfte aussaugen, indem sie sich ausbreiten; die bei den ihnen in den neuesten Zeiten eingeräumten Vortheilen Verderben über die Länder bringen, und der Sittlichkeit der Einwohner, die sie zugleich arm machen, höchst gefährlich werden. Ihnen sind alle Rechte und Vortheile der Staatsbürger gesichert, ohne daß man überlegt hat, in wiefern man sie anhalten kann, auch alle Lasten und Pflichten derselben zu tragen; man hat allgemein dahin getrachtet, ihnen alle Vorzüge der christlichen Einwohner zu Theil werden zu lassen, ohne zu erwägen, ob diese Begünstigungen auch mit

ihrer Nützlichkeit als Staatsbürger im Verhältnisse stehen. Aus einer übel angewandten Duldung hat man ihnen mit den christlichen Unterthanen einen gleichen Schutz bewilligt, ohne zu fragen: ob sie dieses Schutzes auch würdig und bedürftig sind? Würdig sind sie dieses Schutzes nicht in dem Maaße, wie die andern Staatsbürger; denn sie leiden an einer moralischen Verderbtheit, die sie für die Christen in so vieler Rüksicht verderblich macht; bedürftig sind sie dessen nicht, in dem ihnen angediehenen Grade, denn sie bilden einen Statum in Statu, welcher sich durch List und Ränke gründet und befestiget, und allein auf Kosten der Christen wächst; daher thun die Fürsten, die sie vorzüglich beschützen, ihren christlichen Unterthanen Unrecht. Ferne sey es aber, Haß und Verfolgung zu predigen, und Menschen, Brüder anzufeinden; abscheulich wäre dieser Vorsatz, und der tiefsten Verachtung werth. Den Menschen muß man unter allen Verhältnissen lieben, und seine Rechte als Mensch ehren; aber dieses mag nicht hindern, seine Laster zu hassen, und seine Schädlichkeit als Staatsbürger darzuthun. Auch trifft die Juden der Vorwurf ihrer Schlechtheit nicht ganz allein. Die Fürsten früherer Zeit haben es unterlassen, für ihre sittliche Bildung zu sorgen, und also tragen diese zur Hälfte die Schuld ihrer Verderbtheit. Hätte man früher für

ihre Erziehung gesorgt, und hätte man ihrer Thätigkeit eine bessere Richtung gegeben, so würden die Fürsten jetzt, ohne Nachtheil ihrer übrigen Unterthanen, ihnen alle Rechte der Christen einräumen können. Da Ersteres aber nicht geschehen ist, die Monarchen aber Letzteres, um nicht eine Menge wohlhabender Unterthanen zu verlieren — deren Wohlhabenheit ihnen freilich wenig Vortheil bringt — indessen ohne alle Rüksichten doch gethan haben, so ist es Pflicht, da ein Rükschritt nicht gut möglich ist, den einmal begangenen Fehler, so gut es angehet, zu verbessern, und die Juden erst für die Gesellschaft unschädlich, dann aber sittlich besser zu machen.

Für Deutschland kann dieses nur vermittelst des deutschen Bundes und durch die Gesammtheit aller Fürsten geschehen; denn der Einzelne würde umsonst arbeiten, und Nachtheil statt des Gewinnes ärndten.

Um die Juden unschädlich zu machen, müßte man folgende Maaßregeln ergreifen:

1) Keinem Juden müßte, unter welchem Beding es auch sey, künftig mittelbar oder unmittelbar eine Lieferung für Rechnung des Staats überlassen werden. Wohin die Lieferungen der jüdischen Unternehmer führen, lehret der Augenschein. Die Lieferanten werden Millionäre, die Armee verhun-

gert, die Kassen bleiben leer, und der Staat erhält einige schlechte Beamte, die durch sie verführt wurden. Wegen Uebernehmer der Lieferungen dürfen die Regierungen nicht verlegen seyn, denn diese fanden sich bisher unter den Christen nur deshalb nicht, weil sie in der Regel von bestochenen Beamten zurükgewiesen wurden, oder weil, wenn sie einmal eine Lieferung übernommen, die Juden alles anwandten, um sie dabei zu Grunde zu richten, damit ihnen in Zukunft das Verlangen darnach vergehen möchte. Dieses ins Werk zu richten, wird ihnen bei ihrem Gemeingeist nicht schwer. Die Maaßregel, ihnen dieses Geschäft zu entziehen, ist übrigens durchaus nicht unbillig; denn eine Lieferung ist kein fortwährender Nahrungszweig, auch gehört dazu stets ein großes Kapital, und wer dieses schon besitzet, kann wegen seines Gewerbes und Unterhalts nie verlegen seyn.

2) Der Handel mit Papiergeld, so wie der Wechselhandel müßte ihnen durchaus verboten werden. Dieses scheint sehr schwer und sehr hart zu seyn, ist aber beides nicht in der Art, wie es den Anschein hat.

Betrachtet man den Handel mit Staatspapieren, oder eigentlich — wodurch sie so vielen Schaden anrichten — den Handel mit Papiergeld, genau, so ergiebt es sich, daß dieses an und für sich ein un-

erlaubter Wucher ist. Der Staat, der Papiergeld macht und ausgiebt, hat dabei den Vorsatz, einem augenbliklichen Mangel an Metall abzuhelfen, und bürget für den vollen Werth, der auf dem Papier benannten Summe. Steht nun der Staat in gutem Kredit, und fertigt er nicht eine gegen das Verhältniß des baaren Geldes zu große Summe aus, so müßte das Papiergeld mit der klingenden Münze stets al pari stehen, wenn nicht die Juden durch mancherlei künstliche Mittel es herunter zu bringen wüßten. Dieses thun sie aber, und daß sie dieses thun, ist ein Unternehmen gegen den Staat.

Man verwechsle aber nicht Papiergeld mit Staatspapieren; denn wenn diese im Kurs verlieren, so liegt die Schuld daran, daß die Zinsen nicht richtig gezahlt werden; dies ist der einzig denkbare Fall, und daran sind die Juden unschuldig. Papiergeld trägt nie Zinsen, und kann auch bei keiner Bank verwechselt werden; beides ist dem Begriff von Papiergeld entgegen: daher sind selbst die englischen Banknoten noch kein Papiergeld.

Den Handel der Juden mit dem Papiergelde kann man sehr leicht dadurch hemmen, wenn man ihnen bei Verlust des Gewerb- und Bürgerrechtes verbietet, dieses aufzukaufen, und wenn man die Strafe auch auf die Verkäufer und Mäkler ausdehnet. Es läßt sich hierauf zwar einwenden: daß

ihnen doch noch tausend Mittel übrig bleiben, um Papiergeld in ihre Hände zu bekommen, indessen diese mögen ihnen unbenommen bleiben, wenn nur der Zwek erreicht ist, sie daran zu verhindern, daß sie nicht Herren des Kurses werden, wie es bis jezt der Fall ist. Um dieses seyn zu können, müssen sie innerhalb einiger Stunden für mehrere Hunderttausende kaufen und verkaufen können, und dieses soll nur jenes Verbot verhindern. Fügt man nun noch das Verbot hinzu: daß sie bei keiner Zahlung das Papiergeld weder ausschließen, noch ausbedingen können, so ist ihnen dieser heillose Wucher aus den Händen gewunden, und die christlichen Kaufleute, so wie die Staaten, denen das Papiergeld zugehört, sind gegen die bedeutenden Verluste gesichert, denen sie jezt nur zu oft ausgesezt sind.

Der Wucher mit den übrigen Staatspapieren hört von selbst auf, wenn die Zinsen davon richtig gezahlt werden, welches in den Staaten, die sich einer guten Staatswirthschaft rühmen können, nach hergestelltem Frieden wohl bald möglich gemacht werden dürfte. Indessen bis dieser Fall eintritt, könnte eine genaue Aufsicht an den Börsen, um das Verbreiten falscher Nachrichten und unmäßig große Aufkäufe und Verkäufe zu verhüten, von großem Nutzen seyn.

Sie von dem Wechselhandel auszuschließen, ist eine schwere Aufgabe; denn dieses stöhret wirklich ihre Geschäfte, und kann ihnen auch deshalb nicht untersagt werden, weil Zahlungen nach auswärtigen Plätzen nur durch Wechsel gemacht werden können. Ueberdem sind sie hier auch nicht so unumschränkte Herren des Kurses, da die ausländischen Börsen und so mancherlei Handelsverhältnisse ihn bestimmen. Da sie indessen auch hier auf eine den übrigen Kaufleuten oft sehr nachtheilige Weise wirken, so müßten kluge Handelsleute über die Art zu Rathe gezogen werden, wie hier dem Unfuge Grenzen zu setzen wären.

Man stelle sich den Einfluß, den sie auf den Wechsel, und vorzüglich auf den Papierenhandel haben, keinesweges geringe vor. Will ein einzelner Kaufmann, und sey es ein Hoope, hierin eine große Wirkung hervorbringen, so ist seine Mühe vergebens; wenn indessen fünfzig oder hundert Kaufleute an einer Börse einstimmig sind, und auf Einen Zwek hinarbeiten, so erreichen sie sicher ihre Absicht; und das ist bei den Juden der Fall. Wollen sie daher eine Art von Papieren sinken machen, so wird keine Macht dieses verhindern können; und ist es ihr Vortheil, daß es steigen soll, so setzen sie ihre Absicht, aller Vorkehrungen ungeachtet, gewiß durch.

3) Das Geldwechseln muß ihnen als Erwerb ganz verboten werden; denn nicht nur, daß sie den Geldkurs dadurch beherrschen, und die besten Gold- und Silbermünzen beschneiden, sondern sie mischen auch gewöhnlich falsche Münzen unter die guten, und betrügen auf diese Weise die Wechselnden. Da dieses Geschäft, auch in bedeutenden Handelsstädten, nur höchstens von fünf bis sechs Kaufleuten betrieben wird, und diese in der Regel noch einen andern Nahrungszweig haben, so kann die Ausschließung davon ihnen nicht als bedeutender Schaden angerechnet werden. Legt man überdem von Staatswegen eine Geldwechselbank an, die sich mit einem mäßigen Gewinn begnügen muß, so wird Jeder da am liebsten wechseln, und dieser in ihren Händen dem Ganzen so schädliche Erwerb wird ihnen von selbst verleidet.

4) Der Handel mit alten Sachen, vorzüglich mit alten Kleidern, muß ihnen untersagt werden; denn dieser Lumpeneinkauf, zu dem ohnehin Trödler genug in jeder Stadt vorhanden sind, ist größtentheils nur der Vorwand zu ihren Diebshehlereien. Ueberdem beschäftigt sich mit diesem Handel nur die niedrige, selbst ihrem eigenen Volke verdächtige, Klasse. Der Staat müßte darauf denken, die alten und ganz armen Juden, die sich dadurch nähren, zu versorgen, indeß die Knaben, die mit

diesem Handel gewöhnlich ihren eigenen Erwerb beginnen, zu Erlernung von Handwerken angehalten werden müßten.

5) Die Zollumgehung könnte vorzüglich durch besser besoldete, genau unter Aufsicht gehaltene Zollbediente verhindert werden; doch würde dieses schwerlich hinreichen, alle Unterschleife zu verhüten. Man müßte daher die Waarenlager der Juden unter einer strengen Berechnung halten, und bei schwerer Strafe nicht gestatten, daß sie ihre Waaren anderswo, als in den benannten, ihnen zugehörigen Pakkammern unterbrächten. Waaren, die ihnen zugehören, und sich ausserhalb dieses Beschließes und ihrer Verkaufsläden befinden, werden ohne alle Umstände weggenommen. Ihre verkaufte Waaren und ihren Bestand, so wie den Zugang müssen sie monatlich nachweisen: ein Uebertretungsfall hierin, oder ein beabsichtigter Unterschleif ziehe sogleich den Verlust des Bürgerrechts nach sich.

6) Die Bestechung der Justiz- und Polizeibeamten ist schwer anders, als durch eine sehr genaue Obacht und durch harte Strafen zu hemmen. Hier werden immer Menschlichkeiten vorgehen; doch muß man dazuthun, daß diese so wenig als möglich statt finden, bis die sittliche Verbesserung der Juden so weit

vorgeschritten ist, daß man ihnen gleiches Zutrauen, wie den Christen, beweisen kann.

7) Das Geldverleihen muß den Juden ein = für allemal, unter allen Umständen, bei Verlust des ganzen Kapitals verboten werden. Der ungeheure Schaden, den sie durch das Geldverleihen anrichten, rechtfertiget diese, dem Anscheine nach strenge, Maaßregel, der man das Harte durch die Einrichtung nehmen kann, daß die Stadtgerichte angewiesen werden, mit ihrer Zuziehung und Genehmigung, die von ihnen dazu bestimmten Kapitale zu landüblichen Zinsen auszuthun. Die Juden verlieren dadurch nichts, als ihren unrechtmäßigen Wucher; denn Geld gegen Sicherheit wird stets gebraucht; ohne Sicherheit thun sie es aber auch jetzt nicht aus, es sey denn gegen unerlaubte Zinsen.

8) Das Briefwechseln in hebräischer Sprache müßte ihnen bei namhafter Strafe untersagt werden, da hiedurch viele sträfliche Sachen gethan und verborgen werden können. Freilich ist es unmöglich, hierüber eine genaue Aufsicht zu führen; indessen würden die Fälle aus Furcht vor Strafe doch seltner werden, und sie würden sich mit der Zeit ganz davon entwöhnen.

Dieses wären die hauptsächlichsten Mittel, die Juden für die Gesellschaft unschädlicher zu machen. Freilich ist dieses nur ein ununterbrochener Kampf des

Guten mit dem Bösen; allein er muß bestanden werden, bis ein kommendes Geschlecht einen höhern Grad der Sittlichkeit erreicht hat und diese Maaßregeln unnöthig macht. Ist dieses einst der Fall, dann wollen wir sie gern als unsere Brüder mit Liebe und Achtung behandeln, und ohne Neid sie alle Vortheile genießen lassen, deren wir uns zu erfreuen haben; bis dahin erfordert aber das Wohl des Ganzen, daß man ihrer Fähigkeit, uns zu schaden, Schranken setze.

Eine unerlaßliche Pflicht der Regierungen ist es, den sittlichen Karakter der Juden zu verbessern; dazu wäre Folgendes erforderlich:

1) Man muß für eine bessere Erziehung der Judenkinder Sorge tragen. Was bis jetzt mit großem Gepränge und Lobpreisungen dafür geschehen ist, besteht größtentheils nur in Spiegelfechtereien, und beruhet auf keinem guten Grunde. Man führe gute, ausschließlich zum Gebrauch der Juden bestimmte, Schulbücher ein, und halte auf deren Benutzung. Jeder Hausvater muß nachweisen, daß er seine Kinder gehörig zur Schule hält. Man sorge dafür, daß sie von einem christlichen Lehrer in der Sittenlehre unterrichtet werden, wobei man aber, um von ihrer Seite das Mißtrauen zu verhüten, als wolle man sie dadurch zu Christen machen, stets einen erwachsenen, verständigen Juden

zuziehen muß, der sich durch Beiwohnung der Lehrstunden überzeuget, daß nichts gegen ihre Glaubenslehren vorgetragen wird.

2) Man ziehe sie nach und nach vom Handel, der in ihren Händen stets Wucher bleiben wird, ab, und mache ihnen Lust zu andern Erwerbszweigen. Ohne ungerecht zu seyn, kann man von ihnen verlangen, daß sie, im Verhältniß ihrer im Lande befindlichen Seelenzahl, eine Anzahl Knaben zum Akkerbau, zu Handwerken, Künsten und Wissenschaften erziehen sollen; die Wahl bleibe den Eltern der Kinder und den Kindern selbst überlassen.

Der Handel, als ihre einzige Erwerbsquelle, giebt ihnen diese Einseitigkeit, diese Gewinnsucht und den Wuchergeist, wodurch ihr Karakter so hassenswerth wird. Denn da der Handel ihre einzige Bestimmung, dessen Zwek aber stets unmittelbar der baare Gewinn ist, so sind alle ihre Gedanken von Jugend auf damit beschäftiget; sie haben für nichts Anderes Sinn und Gefühl, und also bietet sich auch keine Gelegenheit dar, die rauhen Seiten ihres Karakters abzuschleifen. Wenn die erhabenen Fürsten Deutschlands diese oder ähnliche Maaßregeln ergreifen, so machen sie sich um die Menschheit, um ihre Völker und um die Juden verdient; sie retten ihre Staaten von der traurigen Aussicht zu verarmen, und ihre Unterthanen von dem be-

jammernswerthen Loose, in einen Schlamm von Verworfenheit zu versinken.

Der einzelne deutsche Regent aber, und wäre er der mächtigste von Allen, kann hier nicht viel ausrichten, wenn die Gesammtheit nicht mit redlichem Eifer mit gleichen Maaßregeln dahin strebt, dem Verderben vorzubeugen. Es ist kein Luftgefecht, kein Kampf mit den Windmühlen: die schreiendsten Thatsachen zeigen uns die Gefahr, die den Staaten von den Juden droht; daher diese Vorschläge wohl der Beherzigung werth sind.

III. Der Bücher-Nachdruk.

Es gehört zu den Widersprüchen der menschlichen Natur, oft das anerkannte Böse, bei allen Kräften und Beruf dazu, nicht zu verhindern, ohne einen Grund angeben zu können, warum diesem Uebel nicht gesteuert wird. Traurig ist es, über das schändliche Gewerbe des Nachdruks, in der gegenwärtigen Zeit, noch Worte verlieren zu müssen, nachdem so viele berühmte Schriftsteller mit Feuerworten dagegen geeifert, nachdem sie jene schändlichen Raubthiere gebrandmarkt, entehrt und ihre Bildnisse an den Galgen gehängt haben; nachdem in Deutschland der Schub aufgehoben ist; nachdem die Landstraßen sicher geworden und die Räuberbanden eingezogen und gerichtet sind. Noch treiben diese anerkannten Diebe und Räuber, unter dem Schutze der Fürsten, ihr ehrloses Gewerbe fort, und allein gegen sie ist keine Gerechtigkeit zu finden. Wie soll man dieses mit der Aufklärung des Zeitalters, wie soll man dieses mit der Gerechtigkeitsliebe der Fürsten, wie soll man es mit den allgemein geltenden Begriffen von Recht und Billigkeit reimen? Kein Fürst wird so leicht die Unge-

rechtigkeit begehen, einen überwiesenen Dieb zu begnadigen; gesetzt aber, er thäte es, so geschähe es doch nur unter der Voraussetzung und Bedingung, daß er nicht mehr stehle. Die Nachdrukker aber sind vor jeder Strafe sicher, und haben die volle Erlaubniß, Schriftsteller und Buchhändler auszuplündern. Deutsche Fürsten thun selten für die Gelehrten etwas; diese müssen größtentheils kümmerlich und mit Hilfe ihrer Schriften ihr Brod verdienen, und doch läßt man diesen Männern, die ihr ganzes Leben der Menschheit widmen, die Gesundheit und Lebensmuth im Studierzimmer, bei der Nachtlampe zusetzen, von Menschen, die kein ehrliches Gewerbe treiben wollen, ihr sauer verdientes Brod aus den Händen winden. Wer mag dieses entschuldigen; wer mag einen haltbaren Grund für die Beschützung dieses Raubes auffinden? Das deutsche Publikum bereichert die Buchhändler nicht durch den Ankauf großer und theurer Werke, selbst klassische Schriften dekken oft nach mehreren Jahren den Verleger erst für seine Kosten; und wer soll den deutschen Gelehrten zur Arbeit aufmuntern, wenn die Buchhändler durch die Nachdrukker zu Grunde gerichtet werden?

Sagt man: sobald der Schriftsteller durch den Druk seine Gedanken bekannt gemacht hat, so gehören sie der Welt an, so wird dieses keiner in

Abrede setzen; er überläßt der Welt seine Gedanken zum freien Gebrauch: aber nicht die Form und Einkleidung; diese sind und bleiben sein Eigenthum. Wäre es anders, gäbe er durch Bekanntmachung seiner Schrift diese nach Form und Inhalt zugleich Preis, so ist nicht einzusehen, warum die Nachbilder der Staatspapiere, die doch durchaus nichts mehr thun, als die Nachdrukker, strafbar seyn können. Thut der Nachdrukker weniger als der, der einen falschen Wechsel macht? Zwar wer einen falschen Wechsel macht, macht ihn gewöhnlich auf eine bedeutende Summe; indessen auf die Größe der Summe kommt es ja bei der Strafe nicht an. Der Gelehrte stellt durch Herausgabe seiner Schriften gleichsam einen Wechsel auf die Lesewelt aus, den diese acceptirt; nun kommt aber der Nachdrukker, mahlt diesen Wechsel nach, und läßt ihn sich vom Publikum ausbezahlen.

Kein deutscher Schriftsteller ist noch je durch seine Schriften reich geworden, auch der berühmteste nicht; denn der Ehrensold, den die Buchhändler geben können, reicht kaum hin, die Gelehrten für die Zeit zu entschädigen, die sie anwenden müssen, ihre Geistesarbeiten zu Papier zu bringen; ist es nicht grausam, sie noch um diesen geringen Lohn ihrer Mühe zu bringen? Wie mancher berühmte Mann unterläßt es jetzt vielleicht aus dieser

Ursache, sein Manuskript durch den Druk bekannt zu machen; wie mancher würde durch einen reichlichern Ehrensold in den Stand gesetzt werden, wichtige Sachen auszuarbeiten, die jetzt, bei seiner bedrängten Lage, auf immer der Welt vorenthalten werden. Könnten sich unsre Gelehrte durch ihre Schriften einen Wohlstand erwerben, wie die englischen und französischen, wir würden ihren Werken nicht so oft den Bücherstaub und die Nachtlampe ansehen, als es jetzt der Fall ist.

Mag Nicolovius in Königsberg sagen: was er an den bänderreichen Schriften des Kant, Klinger, Stollberg und Voß gewonnen hat. Müßte er nicht durch den Verlag jener Schriften allein, die in Jedermanns Händen sind, reich geworden seyn, wenn ihm die Nachdrukker seinen Gewinn nicht raubten? Lange genug währte es, ehe er zu seinen Kosten kam, und kein Franzose oder Engländer würde es ihm glauben, wenn er hören sollte, was er bis jetzt dadurch gewann. Und doch war der Ehrensold, den er für Kants Schriften gab, besonders höchst billig. Gesetzt, der Gelehrte will die Früchte seiner Gelehrsamkeit, seines Nachdenkens, seiner Belesenheit und seines jahrelangen Wühlens unter alten Handschriften der Welt schenken: wer berechtigt aber diese, von ihm zu fordern, daß er auch das Mechanische dabei ganz umsonst

thun soll? Das Schreiben, Wiederabschreiben, Durchsehen, Berichtigen, die Korrektur, nehmen doch Zeit, und viele Zeit weg; und zwar in dem Maaße mehr, als der Gelehrte Achtung für die Lesewelt hat, und pünktlich in seiner Arbeit ist. Dem Gelehrten muß doch seine Zeit kostbar seyn, und sollte er mit diesen Handarbeiten, die bei Herausgabe seiner Schriften unentbehrlich sind, nicht so viel verdienen, wie ein rüstiger Kopist? Wenn er so viel verdient, schätzt er sich glüklich; denn höher bringt er es gewiß nicht.

Die Buchhändler haben sich an den Wiener Kongreß, des Nachdruks wegen, gewendet; aber, so viel uns bekannt ist, die tröstliche Antwort erhalten, daß sie sich durch Patente, die ihnen auf ihr Verlangen unverweigerlich ertheilt werden sollten, gegen den Nachdruk sichern könnten. Diese Hilfe ist so viel, wie gar keine. Soll der Buchhändler bei allen Fürsten des deutschen Bundes die Patente gegen den Nachdruk erbitten, so kostet ihm dieses durch Hin= und Herschreiben, Kanzeleigebühren u. s. w. so viel, als er dem Schriftsteller für seine Handschrift giebt; die Zeitversplitterung und den Aufenthalt ungerechnet. Wenn man solches Patent in reinem Deutsch abfaßt, wie kann es wohl anders lauten, als: Wir N. von Gottes Gnaden, genehmigen in unsern Landen den

Verkauf des vom Buchhändler N. verlegten Werkes N., und verbieten den von uns gehägten und geschützten Räubern, den in sonstigen Fällen von uns erlaubten und genehmigten Raub nicht bis auf diese Schrift auszudehnen. Lautet der Gnadenbrief, den ein Buchhändler wegen des verbotenen Nachdruks seiner Handschrift erhält, anders, so ist er nicht deutlich, und man hat durch künstliche Wendungen diesen Sinn, der doch immer in dem Schutzbriefe enthalten seyn muß, zu verderben gesucht.

Gerechtigkeit muß von jeder Regierung gehandhabt werden, und Sicherheit des Eigenthums ist das Hauptbedingniß bei der gesellschaftlichen Vereinigung, die wir Staat nennen. So lange man dem Gelehrten das Eigenthumsrecht an seine Handschrift nicht bestritten hat, ist er ja befugt, damit zu thun, was er will, und also auch sie zu verkaufen. Kauft der Buchhändler eine Handschrift von ihrem Verfasser, so erwirbt er das Eigenthumsrecht dazu nach den Bedingungen, über die er einig geworden ist; wie kann nun ein Dritter das Recht haben, eine Sache zu benutzen, die von ihrem rechtmäßigen Besitzer für baares Geld an einen Andern, der die volle Befugniß dazu hatte, überlassen worden ist? Wenn ein Schriftsteller einem Buchhändler seine Handschrift unter dem Beding ver-

kauft: daß Letzterer nur eine Auflage von tausend Exemplaren davon drukken lassen soll, dieser veranstaltet aber noch eine zweite, eben so starke, so ist der Schriftsteller berechtigt, den Buchhändler gerichtlich zu belangen, und auf Entschädigung anzutragen. Es sind dergleichen Fälle wirklich eingetreten, und zu Gunsten des Verkäufers entschieden worden. Wenn nun dem Buchhändler, nach rechtskräftigen Erkenntnissen, nicht erlaubt ist, mehr als die ausbedungene Zahl Exemplare von einer Handschrift zu drukken, wie kann es dem Nachdrukker frei stehen, ein Werk nachzudrukken, worauf er auch nicht den mindesten Schein des Rechts hat? Wenn ein Räuber, in einem Staate, wo der Nachdruk begünstiget wird, eingefangen, und bei seiner Vertheidigung von dem ihn bedienenden Advokaten durch die Straflosigkeit des Nachdruks entschuldiget würde — ein unbestraftes Verbrechen setzt ja die Straflosigkeit der andern voraus — sollten die Richter nicht in Verlegenheit kommen? Wenigstens könnten sie wohl schwerlich etwas anders antworten, als: der Nachdrukker hat die gnädigste Erlaubniß erhalten, zu stehlen. Ist der Falschmünzer ein größerer Verbrecher, als der Nachdrukker? Wenn der Falschmünzer seiner Münze denselben Metallwerth giebt, wie die vom Staat geprägte enthält, so betrügt er den Fürsten nur um

den Prägeschatz, thut der Nachdrukker weniger? oder hat der Fürst hier ein größeres Recht, als der Bürger? Wie will der Staat Rechtlichkeit von seinen Unterthanen verlangen, wenn er die Ungerechtigkeit der Einzelnen in Schutz nimmt?

Das Beispiel, welches durch die Straflosigkeit der Nachdrukker gegeben wird, ist höchst schädlich und gefährlich. Man sieht die Möglichkeit ein, daß der Staat anerkannte Ungerechtigkeiten duldet, und er verliert dadurch seine Achtung. Die Unterthanen gewöhnen sich durch Ankäufe der Nachdrükke zu Diebshehlereien, und ihre Sittlichkeit wird dadurch zweideutig.

Die Staatskassen gewinnen durch den Nachdruk nichts; denn die Nachdrukker zahlen höchstens eine mäßige Gewerbsteuer, und diese müßten sie auch zahlen, wenn sie ein ehrliches Gewerbe trieben. Die heillosen Diebe selbst werden nicht einmal reich bei ihrem schändlichen Gewerbe. Joseph von Trattner war reich, ehe er anfieng nachzudrukken: auch fiel ihm, der durch die Unbilligkeit der norddeutschen Buchhändler zuerst dazu verleitet wurde, wohl noch schwerlich ein, welch einem erbärmlichen Gewerbe er sich hingab? Schmieder in Karlsruhe nährt sich dort gegenwärtig höchst kümmerlich als Kopist. Wo ist also der Nutzen, der aus dem Nachdruk entsteht? wo der Grund,

der für seine Begünstigung spricht? Will man gute Bücher allgemeiner gelesen machen, so ist ja der sicherste Weg dazu, daß man den redlichen Buchhändler unterstütze, und ihn durch den Schutz gegen den Nachdruk in den Stand setze, gemeinnützige Schriften wohlfeiler verkaufen zu können. Wenn ein Fürst die Aufklärung seines Volkes durch wohlfeilen Bücherankauf vermehren will, so ist er keineswegs berechtigt, dieses auf Kosten fremder Schriftsteller und Buchhändler zu thun; denn durch schlechte Mittel darf er keinen guten Zwek erreichen wollen; der Nachdruk ist doch wohl aber in jedem Falle ein schlechtes Mittel.

Gerechtigkeit ist ein Fürst jedem Menschen schuldig: warum will man sie hartnäkkig zweien so achtungswerthen Ständen verweigern? Will man abwarten, bis ein stets geschärftes und erneuertes Gefühl des erlittenen Unrechts, die Gelehrten und Buchhändler zur Selbsthilfe verleitet?

Die deutschen Fürsten sind als Gerechtigkeit liebend bekannt: daher dürfen Schriftsteller und Buchhändler mit Recht erwarten, daß sie auch, in Rüksicht ihrer, Gerechtigkeit üben, und diesem schmählichen Raube Einhalt thun werden. Ein Beschluß des deutschen Bundes kann dieses bewirken, und Deutschland hofft darauf.

IV. Bettelei.

Die Bettelei war früher in den protestantischen Ländern Deutschlands ganz, und in den katholischen mit Ausschluß einiger geistlichen Stifter, größtentheils abgeschafft, und auch hier sah man nur Krüppel und Greise an den Kirchthüren das Mitleid der Andächtigen in Anspruch nehmen. Als hierauf der Krieg nach und nach mehrere Gegenden unseres Vaterlandes verwüstete, fieng das Betteln an, einzureißen, und war nicht sogleich abzustellen: denn die Noth war wirklich groß, und alle Arten von Uebel drangen so unaufhaltsam auf unser unglükliches Vaterland ein, daß auch die kräftigste Regierung ausser Stande war, ihr Einhalt zu thun. Die Jahre 1813 und 1814, die Sachsen, Brandenburg und einem Theile der Rheinländer aufs Neue so tiefe Wunden schlugen, haben auch der Bettelei Vorschub gethan, und in allen Theilen Deutschlands gehet diese freie Kunst wieder im Schwange.

Es ist unbestritten, daß die Noth noch durchaus nicht gehemmt ist, und das Herz des Menschenfreundes blutet, wenn er das betagte Mütter-

chen und den zitternden Greis, die dürren Hände nach einer Gabe ausstrekken sieht: gern theilt der Wohlhabende hier ein reichliches Allmosen mit. Wenn man aber rüstige Männer und Weiber, ja noch mehr, Kinder zwischen 8 und 13 Jahren in so ungeheurer Menge die Wege belagern und die Reisenden bestürmen sieht; wenn man in großen, reichen Städten oft keinen Schritt thun kann, ohne auf unverschämte Bettler zu stoßen, so wird man überzeugt, daß hier nicht allein der wirkliche Mangel die Bettelei zu Wege bringt, sondern daß auch Faulheit und Unverschämtheit von dem Mitleid gutherziger Menschen vortheilen wollen, und daß eine nachläßige Polizei ihre Pflicht verabsäumt.

Ein Reisender hat auf dem Wege von Cleve nach Mainz, den er in diesem Frühjahre zurükgelegte, gegen vierhundert Bettler gezählt, von denen gewiß 9/10 wohlgenährte, der Arbeit fähige Kinder waren. Deutschland hat eine große Menge Menschen in den preussischen, östreichischen, spanischen und russischen Kriegen verlohren; der vorletzte Krieg hat abermals viele hingerafft, und in dem gegenwärtigen, wills Gott! beendeten, Kriege, stehen aufs Neue große Heere im Felde; es entbehrt daher bei seinem Akker- und Weinbau, bei seinen Fabrikken und Handwerken eine Menge rüstiger Arbeiter, und die Klagen der Handwerker, daß

sie aus Mangel an Arbeitern nichts vor sich bringen können, sind vollkommen gegründet: wie wäre es also möglich, daß es denen, die arbeiten wollen, an Verdienst fehlen könnte? Es ist dieses auch keineswegs die Ursache von der Bettelei arbeitsfähiger Menschen: vielmehr ist diese in der überhandnehmenden Sittenlosigkeit zu suchen. Dem Menschen, der Ehrgefühl hat, ist das Betteln die härteste Plage: denn jede Bitte erniedrigt den Bittenden; daher läßt ein sittlich guter Mensch es aufs Aeusserste ankommen, bis er Jemanden um eine Gabe anspricht. Ein Mensch, der gesunde Glieder hat, kann also nie in einem Lande, wo man Arbeiter sucht, in dem Falle seyn, betteln zu müssen. Wenn man demungeachtet allenthalben junge, starke, gesunde und wohlgenährte Bettler antrifft, so sieht man, daß diese von der Schamlosigkeit und Faulheit ergriffen sind, und den leichteren, entehrenden Erwerb des Bettelns, dem schwereren, ehrenvollen des Arbeitens vorziehen. Diese Menschen, die sich des Bettelns nicht schämen, tragen auch kein Bedenken, zu stehlen und einen Straßenraub zu begehen; daher es die Pflicht der Regierungen ist, sie in Sicherheit zu bringen, weil sie der Gesellschaft höchst schädlich und gefährlich werden. Durch die in beinahe alle Länder eingeführten Polizeisoldaten wird zwar Manches, aber lange nicht hinreichend

gethan, dem Unwesen zu steuern, und es fängt an, sehr einzureißen. Diese Bettler sind sehr verschmitzt, wagen sich auf den Landstraßen nur an solche Stellen, wo Gebüsche und andere Verstekke stehen, und verbergen sich, sobald sie ihre Feinde erblikken. Aus diesem Grunde wäre es zu wünschen, daß die Gens'd'armen keine Montirung trügen, sondern sich durch andere bei sich führende Zeichen als dienstthuend rechtfertigen könnten. Die Bettler und Landstreicher würden am ersten ausgerottet, wenn man öftere allgemeine Haussuchungen, die zugleich mit Wolfsjagden verbunden wären, durch ganz Deutschland an einem und demselben Tage halten ließe, wie dieses schon längst in den preussischen Staaten eingeführt ist. Wiederholte man dieses öfter, so würde man wenigstens den größten Theil dieser schädlichen Menschen aufheben und für das Land unschädlich machen können.

Da man in mehreren Staaten noch keinen Begriff von dergleichen Haussuchungen und Wolfsjagden hat, so wird es nicht überflüssig seyn, hier eine oberflächliche Ansicht davon zu geben: Die höchste Landesbehörde sezt nämlich für das ganze Land einen Tag fest, an dem durch alle Fürsten aller und jeder Provinzen ohne Ausnahme, eine Wolfsjagd gehalten wird. Unter Anleitung der herrschaftlichen und adelichen Förster, werden von

den Landleuten alle Wälder umstellt und abgetrieben, wozu ein jeder Bauerwirth und Häusler aufs Wenigste einen Mann stellen muß. Man treibet die Wälder Jagdrecht durch, schießet die Wölfe und Füchse nieder, erreichet aber dadurch zugleich den Zwek, daß man die in den Wäldern und Gebüschen sich aufhaltenden Landstreicher in ihren Schlupfwinkeln auffindet. Während der Zeit, wo die Jagden gehalten werden, bereisen die Polizeisoldaten die Landstraßen, und greifen die verdächtigen Menschen, die sie daselbst finden, auf; diese haben also weder in den Wäldern, noch auf den Wegen Schutz. Ist nun die Jagd geendet, so fängt die Haussuchung an, die in den Dörfern durch die Dorfrichter und Geschwornen, in den Adelhöfen durch die Schreiber und Wirthschafter, in den Städten durch Polizeibedienten bewerkstelliget wird; und zwar so, daß kein Gebäude, kein Gemach und kein Ort, wo sich ein Mensch verbergen könnte, unbesucht bleibt: natürlich mit der gehörigen Rüksicht auf die Wohnungen angesehener und rechtlicher Personen. Dieses geschieht an Einem Tage, auf gleiche Weise, zu ein und derselben Stunde im ganzen Lande, und der Befehl dazu wird nur kurz vor der festgesetzten Zeit, verschlossen, und mit der nöthigen Vorsicht, versendet. Auf diese Weise können sehr wenige Landstreicher dem Ein-

fangen entgehen. Vereinigen sich alle Fürsten Deutschlands zu einem solchen Verfahren, so werden bald unsre Landstraßen vollkommen sicher seyn, und eine Menge unnützer Menschen wird unschädlich und thätig gemacht.

Die wirklich bedürftigen Greise und Krüppel müssen von den Bewohnern der Oerter, wo sie gebohren wurden, und den größten Theil ihrer Lebenszeit zubrachten, ernährt werden. Dieses ist billig: denn hier haben sie ihre Thätigkeit verwandt, als sie noch arbeiten konnten, und da, wo sie ihre Lebenszeit zubrachten, sind ihnen die Einwohner die Nächsten. Ueberdem würde diese Maaßregel noch das Gute für sich haben, daß Jeder nach seinen Kräften die Armuth und Hilflosigkeit seiner Nebenmenschen zu verhindern suchen würde, da er fest überzeugt ist, dadurch in Zukunft einer Last entübrigt zu seyn. Damit aber diese Unglüklichen nicht der etwannigen Hartherzigkeit ihrer Nebenmenschen blosgestellt bleiben, müßten Beamte und Geistliche verpflichtet seyn, darauf zu sehen, daß diese Hilflosen menschlich und gut verpfleget werden.

Das Betteln der Kinder ist etwas Empörendes, und macht Jeden schaudern, der an das künftige Schiksal dieser unglüklichen Kleinen denkt. Jeder Mensch hat von Natur ein Schamgefühl erhalten, welches sich gegen das Betteln sträubet, und in dem

Gefühl von der Gleichheit aller Menschen gegründet ist. Der Mensch, den noch keine Verhältnisse beugen, sieht alle Menschen als seines Gleichen an,; und verliert diesen Begriff nur erst alsdann, wenn seine Lage ihn nöthiget, Andern einen Vorzug einzuräumen. Wir sehen dieses deutlich auch an den Kindern wohlhabender Leute; es wird ihnen schwer, ihre Eltern um etwas zu bitten, selbst dann, wenn diese sich ihnen stets schonend und liebevoll zeigen. Durch eine Bitte räumt man dem, den man um etwas bittet, ein Recht und ein Uebergewicht ein; denn der Gebetene wird durch Gewähren oder Abschlagen der Bitte, Herr der Gemüthsstimmung des Bittenden. Dieses denken Kinder freilich nicht deutlich, sie fühlen und ahnen es aber, und es bewirket bei ihnen die Scham. Kein Kind wird sich daher freiwillig zum Betteln entschließen, sondern die gewissenlosen Eltern geben ihm dazu Anleitung und den Befehl. Aus Gehorsam, aus Furcht vor Strafe bettelt es also, und verliert sein Schamgefühl, welches seine Unschuld und seine Redlichkeit erhalten sollte, auf ewig; und leider ist dieser Schade nicht der einzige. Denn es wird das Betteln gewohnt, und bettelt auch für sich selbst. Natürlich weiß es die erhaltene Gabe zu nichts, als zu Näschereien anzuwenden, für die es nach und nach Geschmak bekommt, und auch das, was es

für die Eltern erbitten sollte, für sich behält. Wird es größer, so überlegt es, daß es sich durch das Erbettelte auch wohl ohne Arbeit erhalten könne, und es verliert alle Lust, thätig zu seyn. Es wird also durch das Betteln schamlos, näschig, ein Lügner, ein Müssiggänger; was fehlt nun noch, wenn der Knabe zum Manne heran gereift ist, zum Dieb, Räuber und Mörder? Wie mancher Verbrecher, der auf dem Blutgerüste endete, legte den Grund zu seinen Vergehungen durch das Betteln, wie die Kriminalakten aller Länder beweisen.

Zu welch einer unendlichen Masse von Verderbtheit führet dieses heillose Betteln der Kinder, welches ganz vorzüglich in den Rheinländern, übrigens aber, die Mark Brandenburg und einige Gegenden von Baiern und Oestreich ausgenommen, durch ganz Deutschland eingerissen ist. Nicht allein, daß die Bettelnden selbst verderbt und sittenlos werden, sondern sie verderben auch, durch ihre Gesellschaft und durch ihr Beispiel, die gleichzeitige Jugend, die sich diesem elenden Gewerbe nicht hingiebt. Möchten die deutschen Regierungen doch die Große dieses Uebels erwägen; denn es bringt dem kommenden Geschlechte Fluch. Nur durch unerbittliche Strenge gegen die Eltern der bettelnden Kinder, der Dorfrichter und selbst aller Einwohner der

Oerter, die an einer Heerstraße liegen, ist diesem Unwesen Einhalt zu thun; denn die bettelnden Kinder selbst können unmöglich hart gestraft werden, da sie nur den Befehlen ihrer Eltern Folge leisten; noch weniger darf man sie aber aufgreifen, da sie noch Pflege und Erziehung bedürfen, welche ihnen in keinem Arbeitshause gegeben werden kann.

V. Die Heerstraßen.

Die Heerstraßen haben auf den Wohlstand des Landes einen bedeutenden Einfluß: denn sind sie gut gebaut und wohl unterhalten, so befördern sie den Handel durch einen leichtern und schnellern Transport der Waaren, erfordern weniger Aufwand an Wagen und Pferden, und ersparen dem Landmann und Reisenden viel Zeit; dagegen auf schlechten Wegen die Wagen öfter zerbrechen, die Pferde zu Grunde gerichtet werden, und die Reisenden und Landleute, die ihre Erzeugnisse verfahren, viele Zeit auf der Heerstraße zubringen müssen, die sie nützlicher anwenden könnten. Dieses ist so einleuchtend, daß wohl Niemand im Ernste etwas dagegen einwenden kann; demungeachtet scheint man in verschiedenen deutschen Staaten dem Grundsatz des Herrn Bürgermeisters Staar von Krähwinkel zu folgen, der da glaubt, daß die Schmiede und Wagenmacher verarmen müßten, wenn nicht jährlich eine gewisse Anzahl Wagen auf den Heerstraßen zerbrochen würden. In den preussischen Provinzen bleibt man im Sande oder im Morast stekken; in Sachsen muß man Gott danken, wenn

man mit gesunden Gliedern davon kömmt; im Hannöver'schen fährt man auf Kunststraßen von dem schönsten knietiefen Sande; im Oldenburgischen irrt man, so wie in mehreren westphälischen Provinzen, auf unabsehbaren Haiden, ohne Weg und Steg herum; im Clevischen kommt man selten ohne zerbrochenen Wagen weg, und jetzt hat der leidige Krieg auch die Kunststraßen der mehresten Rheinländer verdorben. Baiern und Oestreich machen wohl vor allen deutschen Ländern vorzüglich eine ehrenvolle Ausnahme; denn in diesen Staaten werden die Heerstraßen wahrhaft königlich gebaut und unterhalten. Mit Erstaunen liest man in der Wiener Zeitung, was man allein in den Jahren 1812, 1813 und 1814 in Böhmen gethan hat, und erfreulich ist es zu erfahren, wie sehr die Einwohner selbst sich dort die Verbesserung der Wege angelegen seyn lassen. Woher aber Preussen und Sachsen den Straßenbau so sehr vernachlässigen, läßt sich nicht wohl erklären; denn der erstgenannte Staat ist in allen seinen staatswirthschaftlichen Einrichtungen vor allen andern Regierungen so weit voraus, daß es zu verwundern ist, wie die Wege seiner Aufmerksamkeit entgangen sind; das Letztere hat aber die Erfordernisse zum Wegebau so sehr bei der Hand, daß die Heerstraßen mit sehr geringem Aufwande vortrefflich in den Stand gesetzt

werden könnten; auch hat es wegen des Leipziger Handels wohl einen starken Beruf zu Anlegung guter Wege.

Es wäre wohl der Mühe werth, die Zahl der auf sächsischem Grund und Boden umgeworfenen Wagen bei jeder Leipziger Messe zu wissen: sie ist gewiß nicht geringe.

Wollte man entgegnen, daß die Wege kein Gegenstand dieser Schrift, und in keinem Falle Sache des deutschen Bundes seyn könnten, und wirft man die Frage auf: was wohl den Süddeutschen die schlechten Wege in Norddeutschland kümmern und umgekehrt? so antworten wir hierauf: betrachtet der deutsche Bund nicht Deutschland als ein verbundenes Reich, dessen einzelne Theile zusammen genommen ein Ganzes ausmachen, so wird er nie stark werden: denn nur die Wohlhabenheit und Kraft aller einzelnen Bundesstaaten macht das Ganze oder die Gesammtheit des Bundes stark; überdem aber kann es dem Augsburger und Nürnberger wohl nicht gleichviel seyn, ob er seine Waaren aus Leipzig oder Frankfurt in acht Tagen, oder ob er sie in vier Wochen erhält; oder den Königen von Würtemberg und Baiern, ob ihre Kuriere, die sie nach Rußland senden, in Sachsen oder in Preussen den Hals brechen. Daher bleibt die Verbesserung der Heerstraßen wohl immer

ein Gegenstand, dem der deutsche Bund seine Aufmerksamkeit widmen darf.

Unter den Hindernissen, die sich der Anlegung guter Kunststraßen in den Weg stellen, ist die Art, wie man in den mehresten Staaten dabei zu Werke geht, wohl immer eines der bedeutendsten. Man verabredet nämlich entweder mit irgend einem Unternehmer den Bau einer Kunststraße für einen gewissen Preis, der denn in der Regel so hoch ist, daß bei den erschöpften Staatskassen dem Bau bald Einhalt gethan werden muß, oder man läßt auf Rechnung bauen, und dann geschieht für vieles Geld sehr wenig. Heerstraßen sind die Sache des ganzen Landes: daher muß jede Landschaft selbst dafür sorgen, daß die Wege ihres Bezirks gebauet und im Stande gehalten werden. Jeder, der auch nur einmal in seinem Leben reiset, vortheilt durch eine gute Heerstraße; ja selbst der, der nie einen Wagen besteigt, hat durch wohlfeilere Waaren und in mancher andern Rüksicht Gewinn davon; daher müssen auch alle Einwohner eines Landes ohne Ausnahme an dem Bau der Kunststraßen Antheil nehmen, doch nach Verhältniß des Nutzens, den sie davon haben. Der Landmann würde also die mehresten Leistungen dabei haben, der Fuhrmann gleich diesem; dann der Kaufmann, und endlich der übrige Bürgerstand; aber Niemand, selbst

der Staatsminister nicht, müßte von der Beihilfe zum Straßenbau ganz ausgeschlossen seyn. Diese Beihilfe müßte in keinem Falle in Geld angenommen werden, sondern es bliebe die Sache eines Jeden, die auf ihn treffenden Hand- oder Spanndienste entweder selbst, oder durch andre für sich gestellte Menschen und Fuhren zu leisten. Die Erfahrung würde lehren, daß man auf diese Weise sehr viel ausrichten müßte. Ueberdem könnten Fürsten in Friedenszeiten ihre Soldaten zum Straßenbau gebrauchen: mit einem Heer von 20,000 bis 30,000 Mann würde man große Werke in weniger Zeit vollbringen können, und es wäre dadurch ein Mittel gefunden, eine große Menge junger, rüstiger, müssiggehender Menschen zu beschäftigen, Von Nutzen könnte es auch seyn, wenn man wohlhabende Leute, die sich gegen die Gesetze vergiengen, statt mit Geld zu bestrafen, dazu anhielte, ein Stük Heerstraße auf ihre Kosten zu machen; selbst das Adelsdiplom könnte gegen einen verhältnißmäßigen Straßenbau feil seyn; wenigstens wäre es ehrenvoller erworben, als durch ein Stük Geld. Die Nebenwege sollte man auch mehr, als bis jetzt geschehen, berüksichtigen, und diese wenigstens gefahrlos und fahrbar machen.

Das Wege- und Pflastergeld, welches unter allen Abgaben die lästigste und ungerechteste ist, müßte wohl durchaus abgeschafft werden; denn es

ist die Pflicht eines jeden Staats, für gute Heerstraßen zu sorgen, und was unerläßliche Pflicht ist, darf nie bezahlt werden müssen. Ueberdem vortheilt ja der Staat schon durch den Waarenzoll und durch das Geld, welches die Reisenden verzehren; aber sie dafür brandschatzen, daß sie auf einem erträglichen Wege fahren, ist eben so hart, als wenn man eine Abgabe von dem Wasser nehmen wollte, welches sie trinken, um sich für die Kosten des Brunnengrabens bezahlt zu machen.

So wie die Wege, sind auch in vielen Gegenden die Brükken vernachlässiget, und man benutzt die Fähren, derer man sich statt der Brükken bedient, zu Staatseinkünften. Bei dem Namen Fähren, schaudert jeder durch Deutschland Reisende; denn jedem fallen dabei die Gefahr, die große Zeitversäumniß, die Grobheit der Fährleute und die ungeheuren Plakkereien ein, denen man jeder Zeit dabei unterworfen ist. Das non plus ultra aller Plakkereien findet man wohl auf der Fähre, auf dem Wege von Hamburg nach Haarburg; hier kostet die Ueberfahrt eines zweispännigen Wagens fünf Thaler. Die Franzosen haben freilich auf Kosten des Kaufmanns Godfroi eine Brükke schlagen lassen, und da kömmt man billiger darüber weg; indessen bestehet jene Fähre noch, und die Brükke — wird sehr bald nicht mehr bestehen. —

VI. Die Sprache.

Die Sprache ist das Band, welches ein Volk zu einem Ganzen vereiniget, und ihm Karakter, Sitten, Begriffe, Denk- und Handlungsweise in ihrer Eigenthümlichkeit erhält. Kein Volk beweist dieses mehr, wie wir Deutsche. Wir sind eine Reihe von Jahren hindurch auf das Widernatürlichste auseinander gezerrt und gerissen, und doch haben wir uns wieder zu einem Ganzen zusammengefügt, und haben bei so Manchem, was sich dagegen setzt, Sinn und Wunsch für eine Vereinigung als Volk. Kräftig, ernst und umfassend, wie der Karakter des Volkes, ist auch der unsrer Sprache, und wer sie mit ihrem unendlichen Reichthum, mit ihrer Musik auch nur in etwas begriffen hat, der wird sie gewiß jeder andern in der Welt vorziehen. Dennoch waren wir vielleicht auf dem Wege, sie zu verlieren und sie unter die todten Sprachen versetzt zu sehen; nur unsere wiedererrungene politische Freiheit hat sie gerettet. Dieses gieng sehr natürlich zu. Die Franzosen waren unsre Sieger, und strebten mit aller Macht dahin, ihre Sprache in unserem Lande einzuführen, welches an ihnen sehr

zu entschuldigen war, da ein Franzose nie im Stande ist, die deutsche Sprache zu erlernen. Zwar wird er es mit unsäglicher Mühe dahin bringen, etwas schlechtes Deutsch zu reden, aber nie ist er vermögend, unsere Schriftsteller zu verstehen, oder eine gehaltvolle Unterhaltung zu führen, da ihm schlechterdings unsere Art zu denken fremd ist, und er sich unsre Begriffe nicht aneignen kann. Dieses hätte uns nun zwar die Fortdauer unsrer Sprache verbürgen sollen; allein unsre Sitten wurden von den fränkischen Ueberwindern verderbt, und mit dieser Sittenverderbniß fieng auch unsere Sprache an, zu Grunde zu gehen.

Die deutsche Sprache ist höchst sittlich und schamhaft, und drükt das Unsittliche, Schamlose nur widerstrebend aus, dagegen die französische hiezu alle mögliche feine Wendungen hat, wodurch sie einer schlechten Sache ein erträgliches Ansehen zu geben weiß. Die französische Sprache drükt sich über eine offenbare Schändlichkeit, wie über ein leichtes Versehen aus: dem Franzosen ist der Ausdruk gar nicht anstößig: „auf einen Augenblik meineidig werden;“ dem Deutschen klingt er so unsinnig, als abscheulich. Die sittenlos gewordenen Deutschen suchten in der französischen Sprache Entschuldigungen für ihre Handlungsweise, da ihnen die Muttersprache dazu den Dienst versagte,

und ihnen vielmehr ihre Schändlichkeit derb vorhielt. Wo der deutsche Sinn zu fehlen anfieng, mußte die eigne Sprache unverständlich werden; und gern sprach der Deutsche französisch, da ihn die Muttersprache jeden Augenblik zu erröthen zwang. Auch dem blos Leichtsinnigen mußte die französische Sprache willkommen seyn; denn sie ist die Sprache des Leichtsinnes, dessen stärkste Gegnerin die deutsche Sprache ist. Unmöglich kann der, der deutsch spricht, so wenig dabei denken, als der französisch Redende. Die Nothwendigkeit, mit französischen Soldaten und Beamten umgehen zu müssen, bot der Ausbreitung dieser Sprache die Hand, und die Jugend wird seit einigen Jahren beinahe allgemein darin unterrichtet; welches höchst nachtheilig und ein unnützer Zeitverlust ist: denn wer lateinisch gelernt hat, erlernt das Französische in sehr kurzer Zeit, sobald er in den Fall kommt, es reden zu müssen. In dem Mittelalter, besonders in den letzten Zeiten desselben, wurde in Deutschland die lateinische Sprache sehr stark getrieben; denn bei dem Mangel an eigenen berühmten hohen Schulen, besuchte die deutsche Jugend die italischen, die niederländischen und die Sorbonne, wo sie ohne den vollkommenen Gebrauch der lateinischen Sprache nicht ausreichen konnte; auch war diese Sprache die der Diplomatik. Da die Ge-

lehrten, der allgemeinen Verständlichkeit wegen, auch größtentheils lateinisch schrieben, und diese Sprache selbst bei dem Gottesdienste gebraucht wurde, so blieb der deutschen Sprache durchaus kein Raum zur Ausbildung übrig, und sie wurde allgemein vernachlässigt, welches der Grund ist, warum wir in spätern Schriften, in Briefen und bei gerichtlichen Verhandlungen, so viel Latein dem Deutschen beigemischt finden. Die Franzosen thaten dies zwar auch; indessen da ihre Sprache eine Tochter der lateinischen ist, so nahm sich dieses nicht so buntscheckigt aus, wie bei uns, und die lateinischen Wörter erwarben bei ihnen bald das Bürgerrecht.

Im siebenzehnten Jahrhundert fieng der französische Hof an, sich durch Glanz und feine Sitten auszuzeichnen, und die vornehmen Deutschen, die beides an ihren Fürstenhöfen nicht fanden, vom kaiserlichen Hofe aber in scheuer Entfernung gehalten wurden, eilten nach Paris, um dort das Leben zu genießen und ihre Sitten zu verfeinern.

Natürlich kam nun die französische Sprache in den Gebrauch; denn französisch sprechen, galt für einen Beweis von feiner Lebensart. Ludwig XIV., der aus Eitelkeit die Wissenschaften beschützte, und aus Klugheit für die Verbesserung und Ausbreitung seiner Muttersprache sorgte, hatte bei dem guten

Willen, Europa zu unterjochen, den sehr richtigen Gedanken aufgefaßt, daß ihm die Ausbreitung der französischen Sprache die Ausführung seines Vorsatzes erleichtern würde. Er unterließ daher nichts, um sie allenthalben einzuführen, und da er als Sieger sie in allen Friedensunterhandlungen anwandte, so wurde sie, ausser der Hofsprache, die sie schon durch das Reisen der Deutschen nach Paris und durch die vorzüglichen Werke französischer Schriftsteller geworden war, auch die Sprache der Diplomatik. Mit der Sprache wurden auch die französischen Sitten an den deutschen Höfen eingeführt, und von daher stammt die Verderbtheit so vieler Fürsten — und unser Unglük.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fieng man an, statt der früher üblichen lateinischen Brokken, die französischen in den Büchern einzumischen, und dieses dauerte bis zur zweiten Hälfte dieses Jahrhundrts fort. Nun fiengen einige vorzügliche Köpfe an, ein reineres Deutsch zu schreiben, und man lernte einsehen, daß unsre Sprache sich sehr wohl ohne fremde Lumpen behelfen kann, welche Ueberzeugung man freilich schon früher aus Luthers Schriften hätte haben können.

Dennoch fehlt noch viel zur vollständigen Reinigung und Vervollkommnung der Sprache, und aller angewandten Mühe ungeachtet, sind wir noch

lange nicht damit am Ende; denn noch immer spuken die Gespenster der Latier und Gallier in unserer Sprache herum. Die Rechtsgelehrten putzen sich noch immer mit lateinischen Flittern, die Aerzte mit griechischen, und in Kriegsangelegenheiten kann man nichts ohne fränkische Lappen thun; die Höfe und Diplomatiker fahren fort, sich der französischen Sprache zu bedienen. Man sollte glauben, die neuere Zeit hätte eine Veränderung hierin hervorgebracht; aber dem ist nicht so. In Baiern ist die Wuth, alles französisch zu benennen, ohne Grenzen: in Preussen verwirft man die dreisilbigen deutschen Erzpriester, und führt dagegen die fünfsilbigen lateinischen Superintendenten ein, die die deutschen Bürger und Bauern nicht im Stande sind, auszusprechen; und so fröhnt man überall fremden Götzen.

Die Ausbreitung und Vervollkommnung der deutschen Sprache muß von den höhern Ständen ausgehen und geleitet werden: die Höfe müßten damit den Anfang machen, und von ihnen, so wie von den öffentlichen Behörden, müßte sich die Verbesserung auf alle Stände erstrekken.

Der deutsche Bund kann, wenn er in Erwägung zieht, welch ein starkes Band die Sprache ist, wie sehr sie auf Sitten und Karakter wirkt, und daß es die Deutschen erniedriget, deutsche Angelegen-

heiten in einer fremden Sprache zu verhandeln, sehr vieles zur Aufnahme und Ausbreitung der Sprache thun. Vor allen Dingen müßten die Verhandlungen des Bundes durchaus deutsch abgefaßt werden, und mit Recht läßt sich dieses erwarten. Dann aber wäre eine deutsche gelehrte Gesellschaft zu stiften, deren Zwek allein die Reinigung und Vervollkommnung der deutschen Sprache seyn müßte. In Frankfurt wäre der Siz dieser Gesellschaft, und jeder der mächtigsten Bundesfürsten stellte ein besoldetes Mitglied dabei an. Die Kosten könnten aus den Kassen der im Ganzen so wenig nuzenden Akademien bestritten werden, und diese ihrem Zwek in so geringem Grade entsprechenden Gesellschaften, würden durch diese Beisteuer wenigstens in einer Art ihrem Vaterlande einen wesentlichen Dienst leisten. Wenn Oestreich, Preussen, Sachsen, Hannover, Würtemberg und Baiern jeder von diesen Staaten einen anerkannt gelehrten Sprachforscher, der aber ein Eingeborner seyn müßte, als Mitglied anstellte und besoldete, so würde diese Gesellschaft, mit Hilfe einiger Ehrenmitglieder, unglaublich viel thun können.

Die französische Sprache ist der deutschen darum vorzüglich so schädlich geworden, weil sie durch ganz Europa Hof- und diplomatische Sprache geworden ist; es wäre ein des deutschen Bundes würdiges

Werk, sie davon zu verdrängen und in ihre Schranken zurük zu führen, und sehr leicht könnte dieses geschehen, wenn der Bund fest darauf bestände: daß alle diplomatische Verhandlungen bei fremden Höfen, worin Deutschland verwikkelt wäre, lateinisch geführt würden: denn dieses ist die eigentlich diplomatische Sprache, und es hat auf diese Weise kein Land einen Vorzug. So lange den Franzosen es eingeräumt wird, daß alle Unterhandlungen in ihrer Sprache geführt werden, haben sie stets gewonnenes Spiel: denn Jeder drükt sich in seiner Muttersprache am besten aus, und weiß diese zu Ueberredungen, Zweideutigkeiten, bei Abfassung von Verträgen und zu Beweisen mehr als ein Fremder zu benutzen; daher sind die Franzosen an allen Höfen zu Hause, und alle Höfe an ihrem eigenen Hoflager fremd. Und wodurch haben die Franzosen dieses Recht erlangt, daß ihre Sprache vor allen gelte? Sie sind nicht das größte Volk, denn die Deutschen sind um mehrere Millionen stärker; sie können nicht den ersten Rang verlangen, denn des deutschen Reichs Oberhaupt wurde stets für den vornehmsten und höchsten Fürsten der Christenheit gehalten; sie sind nicht das älteste bestehende Volk; denn sie sind ein Zweig — freilich ein sehr ausgearteter — vom deutschen Stamme, und ihre Krone, die sie so gern für die älteste in Europa

ausgeben, ist offenbar jünger, als die dänische und schwedische. Sie müssen also eines so unrechtmäßigen Vorzugs beraubt werden, der ganz Europa schädlich wird, und gegen das Völkerrecht ist. Ueberdem kann ja die Wiedereinsetzung der lateinischen Sprache in ihre Rechte keine Schwierigkeiten machen, denn jeder Staatsmann muß ohnehin Latein verstehen, und ist dieses nicht der Fall, so ist er ein Unwissender, dem man mit gutem Gewissen keine Geschäfte anvertrauen darf.

Am leichtesten wären die französischen Ausdrükke bei den Heeren und dem Kriegswesen zu verbannen; denn da ist beinahe keine einzige Benennung, die sich nicht wenigstens eben so gut, größtentheils aber viel besser, im Deutschen geben ließe. Ein kleines, etwa drei Bogen starkes, Wörterbuch herausgegeben und im Heere vertheilt, wäre hinreichend, das verwirrte Rothwälsch zu verbannen. Wollte man die deutschen Zeitungsschreiber verpflichten, in ihren Berichten sich nur deutscher Ausdrükke zu bedienen, so würde dieses auch in etwas dem Zwek näher führen.

Daß Gottsched, Campe und die übrigen Sprachreiniger des achtzehnten Jahrhunderts nicht glüklicher in ihren Bemühungen waren, die ausländischen Brokken aus der Sprache zu verbannen, kam theils daher, weil sie einzeln und ohne Ver-

bindung zu Werke giengen; theils weil sie zu gewaltsam verfuhren, und weil sie uns viele Ausdrükke nahmen, ohne uns dafür andre von eben der Kürze und eben der Faßlichkeit zu geben.

Kommen Unberufene auf den Einfall, die Sprache zu reinigen, so bringen sie oft wunderliche Sachen zum Vorschein. Ein Beispiel von vielen: Man will uns jetzt mit Gewalt unser Deutsch nehmen, und uns dafür das ganz und gar unrichtige Teutsch aufdringen. Ein paar unrecht berichtete Männer machten damit den Anfang, und nun „teutscht" alles in Gottes Namen nach. Die alten Deutschen hatten für den Anfangsbuchstaben ihres Namens ein besonderes Schriftzeichen, von welchem wir eben so wenig behaupten können, daß es wie T, als daß es wie D. ausgesprochen wurde. Da dieses verlohren gieng, schrieben sie Thuitschon, welches, wenn man sich in der Aussprache keinen Zwang anthut, viel weicher wie das T ausgesprochen wird. Nach diesem schrieb man an dreihundert Jahre Deutsch: woher soll denn durchaus das T richtig seyn?

VII. Gesetze.

Seitdem die Menschen in Gesellschaften, Staaten genannt, sich verbunden haben, sind ihnen Gesetze nothwendig geworden; denn die in der menschlichen Natur begründete Unvollkommenheit, Leidenschaften und Verderbtheit, haben ihre Verhältnisse verwirrt, und verhindern sie oft, das Rechte einzusehen, oft es zu wollen.

Die Gesetze schützen den Guten im Besitz seiner Persönlichkeit und seiner Freiheit, und verhindern den Bösen und Befangenen, Unrecht zu thun.

Je mehr Bildung ein Volk besitzt, je bestimmter müssen seine Gesetze abgefaßt seyn: denn der gebildete Mensch kommt in mannigfaltigere Verhältnisse, als der rohe; je mehr ein Volk gelernt hat, von seiner Vernunft Gebrauch zu machen, mit desto mehr Philosophie müssen seine Gesetze entworfen seyn: denn er ist gewohnt, Rechenschaft über den Nutzen und Zwek des Gesetzes zu fordern, und will über den Grund eines gesetzlichen Urtheils belehret seyn.

Die Gesetze können, wenn sie ihren Zwek erreichen sollen, nur für das Zeitalter gelten, in

welchem sie gegeben worden: denn sie gründen sich auf den Karakter, auf Denk- und Handlungsweise, und auf größeres oder minderes Gefühl der Sittlichkeit der Menschen, und dieses alles verändert sich mehr oder weniger mit jedem Zeitalter. Der Gesetzgeber muß daher die Menschen und ihre Handlungsweise genau kennen, und darf nur auf sein Zeitalter die Gesetze berechnen, die er entwirft: andre Zeiten, andre Sitten, andre Gesetze. Daher reichen wir nicht mehr mit den römischen Gesetzen aus, mit so vieler Weisheit sie auch abgefaßt sind; daher ist uns die peinliche Halsgerichts-Ordnung Karls V. eine Thorheit, und daher werden wir empört, wenn wir lesen, daß in England ein Mann seine Frau an einem Strikke auf den Markt führen und verkaufen darf.

Napoleon fand schlechte Gesetze in Frankreich, oder vielmehr, er fand gar keine, und wollte Gesetzgeber werden; — was wollte er nicht alles! — Er veranstaltete eine Zusammenkunft von Rechtsgelehrten, und mit dem gewöhnlichen fränkischen Leichtsinn, mit der beliebten Oberflächlichkeit wurde in aller Eil ein Gesetzbuch entworfen. Das, woran für den kleinen preussischen Staat die gelehrtesten Männer ihrer Zeit viele Jahre lang arbeiteten; worüber man die berühmtesten Rechtsgelehrten von Europa zu Rathe zog, das wurde für das

große Frankreich in kurzer Zeit zu Stande gebracht, und ein großer Theil von Deutschland, Holland und Polen mußte sich dieses buntscheckigte Zeug aufdringen lassen, welches nur um deshalb nicht noch schlechter gerieth, weil man das preussische Gesetzbuch geplündert hatte. Hätte man nie einen Blik in das verworrene französische Gesetzbuch gethan, so müßte man dessen Unzwekmäßigkeit doch schon daraus erkennen, daß es zu gleicher Zeit für Franzosen, Italiener, Deutsche, Holländer und Polen gelten sollte.

Das preussische Landrecht ist die Frucht einer vieljährigen Arbeit der gewiegtesten Männer, die Urtheile der berühmtesten europäischen Rechtsgelehrten sind darüber eingeholt, man hat sie verglichen, geprüft, abgewogen und dem Bedürfnisse des Volks mit vieler Vorsicht angepaßt; und dennoch hält man es für nöthig, den Zeitgeist genau zu beobachten, und dem gemäß von Zeit zu Zeit Ergänzungen zu machen, damit nie eine Stimme der Vorzeit über Handlungen der Gegenwart verkehrte Urtheile fälle. Wer mit Vorkenntnissen und mit Unpartheilichkeit die preussischen Gesetze liest, der wird von Bewunderung ergriffen über den Geist der Menschlichkeit, über die gereifte, vollendete Weisheit, und über die zarte Schonung der Sittlichkeit, die darin herrschen. Der verderbte Fran=

zose durfte mit kaltem Blute eine Strafe für den Vatermord in sein Gesetzbuch eintragen: der Preusse dachte sich dieses nicht möglich; bei dem Gedanken an dieses unnatürliche Verbrechen entsank der Griffel seiner Hand, und sein Gesetz wird nicht durch Worte, die diesen Greuel aussprechen, entweiht.

Ehe Napoleon Deutschland unterjochte, machten mehrere deutsche Regierungen Anstalt, ihre Gesetze, die noch zum Theil aus dunkeln, barbarischen Zeiten abstammten, zu verbessern. Doch der Krieg, der Umsturz der Throne und die Einführung des fränkischen Gesetzbuchs, unterbrachen diese guten Vorsätze, und es ist, mit Ausnahme einiger Staaten, nichts dafür gethan. Napoleons Gesetzbuch ist mit Recht verworfen; aber es ist nichts dafür an die Stelle gesetzt worden, und mehrere deutsche Regierungen sind nun in dem Fall, nach Gesetzen Recht sprechen zu müssen, die schon vor zwanzig Jahren um zweihundert Jahre zu alt waren. Ja, es giebt sogar Gerichte, die in eine nicht geringe Verlegenheit kommen würden, wenn der Advokat einer Parthei auf die peinliche Frage dringen sollte; denn sie sind in dem Fall, nach der peinlichen Halsgerichts-Ordnung Karls V. entscheiden zu müssen.

Preussen hat seine vortrefflichen, auf die Zeit berechneten Gesetze; Baiern ist auf dem Wege,

sich seine Gesetze zu geben, und mit Recht erwartet Deutschland etwas Vorzügliches davon; aber so viele kleine Länder, und selbst mehrere der bedeutenderen, erliegen unter dem Schwall alter Satzungen und der Advokaten Rabulisterei. Da hier noch die Mehrzahl leidet, wäre es nicht Sache des deutschen Bundes, dafür zu sorgen, daß auch kein Staat in Deutschland ohne gute Gesetze sey? Ein Staat, der 300 bis 400,000 Einwohner hat, ist zu stolz, das weise Gesetzbuch eines mächtigen Nachbarn bei sich einzuführen, gleichwohl hat er nicht die Mittel und Kräfte, für sein Land gute Gesetze zu entwerfen.

Die Entwerfung eines Gesetzbuchs ist mit ungeheuren Kosten und mit unendlichen Bemühungen verbunden, zu denen die Mittel eines kleinen Staats nicht ausreichen. Staatsmänner und Gelehrte müssen lange und ununterbrochen daran arbeiten, und königlich belohnt werden; wo will ein kleines Land die Männer dazu, und wo will es die Kosten zur Entschädigung ihrer Arbeit hernehmen?

Das einzige Mittel für die deutschen Staaten, die deren noch ermangeln, gute Gesetze zu erhalten, ist — wenn sie nicht die schon in einigen Ländern bestehenden guten Gesetzbücher annehmen wollen — daß Alle auf Veranlassung des deutschen Bundes zusammentreten, und gemeinschaftlich ein Gesetzbuch

ausarbeiten lassen: denn da, mit Ausschluß der drei Seestädte, die rechtlichen Verhältnisse aller deutschen Staaten sich so ziemlich gleich sind, so könnte diesem Verfahren kein Hinderniß im Wege stehen: selbst das kanonische Recht könnte keine Verschiedenheit bewirken, da alle deutsche Staaten Unterthanen von verschiedenen Glaubensbekenntnissen haben. Was die Seestädte betrifft, so wäre für diese noch ein besonderes Seerecht zu entwerfen.

Dieses Verfahren könnte ohne alle Eingriffe in die Hoheitsrechte, und durch einen freiwilligen Entschluß der Staaten, auf Vorstellung des Bundes bewerkstelliget werden; dem es allerdings zukommt, dieses vorzutragen, da es die Deutschen, die für die Freiheit ihres Vaterlandes geblutet haben, wohl verdienen, durch weise Gesetze beglükt zu werden, und ihre Fürsten auch zu menschlich denken, um ihnen diese länger vorzuenthalten.

Was aber zur Wohlfahrt Deutschlands unumgänglich nothwendig ist, sind gleiche Polizei- und Handelsgesetze. Dies ist ein so dringendes Bedürfniß, daß sich kein Hinderniß denken läßt, was nicht überwunden werden müßte, damit man hierin aufs Reine kommt. Die Deutschen sind zu sehr Ein Volk, als daß, in Rüksicht ihrer Polizei und ihres Handels, Verschiedenheiten in einzelnen Staaten statt finden könnten, und es ist Zeit, daß die

babilonische Verwirrung, die hierin noch immer herrscht, ein Ende nehme. Wer kann es dem Baiern verdenken, wenn er die sächsischen oder preussischen Polizei- und Handelsgesetze nicht kennt, und umgekehrt, und doch handeln die Bewohner dieser Staaten mit einander, und machen gegenseitig Reisen darin, die sie in den Fall setzen, nach diesen verschiedenen Gesetzen beurtheilt zu werden. Wie leicht ist es, gegen die Polizei- und Handelsgesetze der verschiedenen deutschen Staaten zu verstoßen; denn um sie kennen zu lernen, reicht kaum eine Lebenszeit hin. Herrschen gleiche Polizei- und Handelsgesetze durch alle deutsche Staaten, so gewinnt Deutschland unendlich an Sicherheit, und der Handel erhält eine bedeutende Aufmunterung, da die unseligen Hemmungen aufhören, die er durch das Chaos von Gesetzen bisher erlitt.

VIII. Gesinde-Ordnung.

Wenn jeder Mensch Vernunft genug besäße, das Gute einzusehen, und wenn die Ausbildung des Geistes und Herzens bei ihm den festen Willen und die Kraft erzeugten, es zu thun, so wäre jedes Gesetz überflüssig, da es nur das Gefühl des eignen Werthes und der Willensfreiheit einengt, und dem Menschen für sein Handeln einen Weg zeigt, den er vermöge seiner Vernunft ohnedies gegangen wäre. Wenn aber die Erfahrung lehrt, daß der Mensch sehr selten von der Nothwendigkeit, gut zu handeln, überzeugt ist, und noch seltner dieser Ueberzeugung folgt, und um so weniger, als seine Geisteskräfte ungebildet sind, und er nicht Gelegenheit gehabt hat, eine sorgfältige Erziehung zu genießen, um sich dadurch der sittlichen Vollkommenheit zu nähern: so ist es die Pflicht der Regierung, ihm die Bahn seines Handelns genau vorzuzeichnen, und die Grenzen seiner Willkühr so fest zu bestimmen, daß es nie in seiner Gewalt steht, sie ungestraft zu überschreiten, und sich in seinem Wirken und Treiben weiter auszudehnen, als es der Umfang seiner Einsicht erlaubt.

Wir Deutsche befinden uns in vieler Hinsicht in einem revolutionären Zustande, und drehen uns, durch die thatenvolle Zeit fortgerissen, in einem betäubenden Wirbel herum, der uns nicht verstattet, das Bedenkliche unseres Zustandes im ganzen Umfange einzusehen, und der uns die Wunden verbirgt, an denen wir noch immer bluten, und die uns nach wiederhergestellter Ruhe brennend schmerzen werden.

Wir haben in einem Zeitraume von drei blutigen Jahren gewiß eine halbe Million Menschen verlohren, die andre halbe Million steht unter den Waffen, und es ist nicht abzusehen, wann sie sie aus den Händen legen wird. Wenn wir das Verhältniß der früheren Zeiten dagegen annehmen, und rechnen, daß wir in dieser Zeit 300,000 Mann zum Kriegsstande hergegeben hätten, so bleibt uns ein Verlust von 700,000 Menschen, die uns bei einer Volksmenge von 30 Millionen fehlen, und die beinahe ganz allein aus der arbeitenden Klasse genommen sind. Dieses muß eine auffallende Veränderung unseres Zustandes hervorbringen, und beinahe jeder Hausvater in Deutschland, der Gesinde halten muß, wird diese Veränderung merklich und schwer fühlen. Der Handwerker hat kaum die Hälfte der Bursche und Gesellen, die er sonst brauchte, und vermag sie nur durch übertriebenen

Lohn an sich zu behalten, da einer den andern überbietet, um nur Leute zu bekommen. Doch leidet dieser am wenigsten dabei; denn er schlägt auf seine Arbeit auf, um sich zu entschädigen, und dieses fühlt jeder nur zu sehr, der etwas von Handwerkern kaufen muß. Am schmerzlichsten fühlt der Landmann den Mangel an Arbeitern; denn vom Lande sind verhältnißmäßig die mehresten Menschen genommen; der Landbau braucht die mehresten Hände, der Landmann muß zur Fortschaffung der Bedürfnisse der Heere viele Zeit und die Kräfte seines Akkerviehs anwenden, und doch kann er den Preis seiner Erzeugnisse nicht willkührlich erhöhen, da er diese zu Markte bringen muß; ein überfahrner Markt aber sogleich Wohlfeilheit hervorbringt. Dieser Menschenmangel verdammt den, der Gesinde halten muß, zu einer Menge von Verdrießlichkeiten und Sorgen, die das Leben oft zu einer unerträglichen Last machen; und die drükkenden Verhältnisse, in welchen die Brodherren zu ihren Dienstboten stehen, hindern das Wiederaufblühen des Wohlstandes auf eine augenscheinliche Weise. Das Sittenverderbniß, welches seit der französischen Revolution bei uns eingerissen ist, hat bei der dienenden Klasse auf eine furchtbare Weise überhand genommen, welches natürlich ist, da die Erziehung hier die sittlichen Gefühle nicht entwikkelt und keine

festen Grundsätze hervorgebracht hat, die allein im Stande sind, den lokkenden Beispielen der Verführung zu widerstehen.

Unverdaute Begriffe von Freiheit und Gleichheit gaben zuerst den Köpfen dieser ungebildeten Klasse eine schiefe Richtung. Durch jeden Befehl hielten sich die Dienstboten in ihren Rechten gekränkt: denn sie glaubten das zu seyn, was ihre Herrschaft war: Gehorsam hielten sie für Sklaverei, und in ihren Herren sahen sie nur ihre Zuchtmeister. Die Zeit fieng endlich an, die verwilderten Gemüther zu beruhigen, der Zügellosigkeit setzten die Gerichte Schranken, und die Strenge, deren sich die Obrigkeiten zu bedienen gezwungen waren, überzeugte die Dienenden endlich, daß, wer Brod und Lohn erhalten will, auch arbeiten und gehorchen muß: allein das schöne Verhältniß, das früher zwischen dem Hausvater und seinem Gesinde statt fand, kehrte nicht mehr zurük. Früher hatte der Hausvater, ausser seinen Verhältnissen als Herr, bei seinen Dienstboten auch ein väterliches Ansehen, und gern übernahm er auch die Sorge für das weitere Fortkommen und die künftige Wohlfahrt seines Gesindes. Jetzt hörte dieses auf: durch Zügellosigkeit und Undankbarkeit gekränkt, beschränkte er sich darauf, die ihm nöthigen Dienste zu verlangen und die Ordnung seines Hauses zu

erhalten; der übrige Lebenswandel seines Gesindes, in sofern er nicht seinen Haushalt störte, und dessen Wohlfahrt ließ ihn unbekümmert; dagegen auch das Gesinde keine Anhänglichkeit und Liebe für seine Herrschaft mehr hatte. Vielleicht hätte die Zeit endlich alles ins alte Geleise zurükgeführt, wenn nicht Bonaparte's Siege ganz Deutschland mit seinen lasterhaften Kriegern überschwemmt hätten, die durch ihre Verworfenheit eine unsägliche Menge Böses bewirkten. Die Dienstmädchen wurden durch Geschenke verführt, oder mit Gewalt gezwungen, ihrer Wohllust zu fröhnen, und dadurch entstanden eine Menge liederlicher Dirnen, die, einst verführt, jezt selbst verführten. Die Bedienten sahen den Uebermuth, in dem die französischen Diener lebten, und suchten ihnen, ohne Bedenklichkeit über die Wahl der Mittel, nachzuthun. Die dienenden Landleute wurden von der Lasterhaftigkeit der Soldaten angestekt, und da ihnen das verführte dienende weibliche Geschlecht ihre Ausschweifungen erleichterte, so machten sie augenbliklich Fortschritte in ihrer Verderbtheit. Endlich mußten die deutschen Fürsten große Heere ins Feld stellen, wodurch die Zahl der männlichen Dienenden verringert wurde, und diese konnten also, da sie mehr gesucht wurden, vortheilhaftere Bedingungen für sich ausmachen. Nun nahm die

Noth der Hausväter überhand. Statt daß sonst ein Brodherr seinem Gesinde, bei eintretendem Ungehorsam, mit dem Fortjagen aus dem Dienste drohen konnte, so mußte er sich jetzt wohl hüten, damit schrekken zu wollen, denn man nahm ihn gleich beim Worte, da auch für den elendesten Dienstboten überall Dienste offen waren. Ermahnungen wurden mit Schimpfworten, und Thätlichkeiten mit Thätlichkeiten erwiedert; nur mit Bitten und großen Aufopferungen konnte ein Hausvater seinen Haushalt und seine Arbeit vom Gesinde besorgt sehen, doch selbst dieses nur immer auf eine sehr unvollständige Weise. Die Hausmütter in den Städten mußten sich vor ihren Augen von den Dienstmädchen betrügen lassen, ohne etwas sagen zu dürfen, denn die Aufkündigung des Dienstes folgte gewiß nach einem ernstlichen Vorhalten ihres Vergehens, und das abgelohnte Dienstmädchen war wegen eines Unterkommens nicht verlegen: denn da auf dem Lande bei dem Menschenmangel oft das weibliche Geschlecht die Stelle des männlichen ersetzen muß, so konnte das Land nicht mehr, wie früher, die Städte damit versorgen: natürlich wurde also die Nachfrage hier stärker, und das Unterkommen leichter. Ueberdem war die Lasterhaftigkeit größer geworden, und daher nahm die Zahl derer zu, die mit ihren Reitzen Gewerbe

trieben, und verminderte sonach die Zahl der Dienenden. Mit den Bedienten war es jetzt auch eine Noth: denn, seltner geworden durch die Zeitumstände, schrieben sie ihren Herren Bedingungen vor, die oft ins Lächerliche und Unerträgliche giengen, und die ihnen zugestanden werden mußten, wenn man nicht ohne Bedienung bleiben wollte. Viele wollten mit „Sie" angeredet seyn, einige wollten keine Bedientenkleidung anziehen, andre bestimmten die Größe der Päkke, die sie zu tragen übernahmen; so war immer eine Forderung unsinniger, wie die andre, und doch erreichten sie größtentheils ihren Zwek. Wollte man durch die Gerichte sie zu ihrer Pflicht zwingen, so blieb man ohne Bedienung, denn dieses wurde gleich bekannt, und an Gemeingeist fehlte es ihnen nicht. Bediente oder Kutscher erhalten jetzt so viel Lohn, wie sonst ein Sekretär; doch von Lohn wollen sie nichts wissen; sie erhalten Gehalt oder Salär, und dienen nicht, sondern konditioniren. Der Vorwand, daß alles theurer geworden ist, und deshalb der Lohn so bedeutend hätte erhöhet werden müssen, ist unstatthaft; denn die gewöhnlichen, einem Bedienten anständigen Kleidungsstükke sind, im Verhältniß zum übrigen, ziemlich wohlfeil; aber warum muß ein Bedienter Rökke mit seidenem Futter tragen, von denen das Tuch 5—6 Thaler die Elle kostet? Warum muß

sein Hut 10 — 12 Gulden werth seyn? wozu nützen ihm Stiefelklappen zu 2 — 3 Thaler? Wenn man ein Dienstmädchen mit Gewändern bekleidet sieht, die mehr als doppelt so viel werth sind, als ihr jährlicher Lohn beträgt, so ist doch wohl eine gegründete Vermuthung da, daß es Nebenzuflüsse haben muß, die nicht zu den rechtlichen gehören.

Die dienende Klasse ist in der Regel in der Erziehung vernachlässiget, besitzt kein feines Ehrgefühl und ist ohne feste Grundsätze. Ihre Verdorbenheit greift aber Unheilbringend in alle Verhältnisse ein: sie stört die Ordnung, die in jedem vernünftig geführten Haushalt herrschen muß, verführet die Kinder der Herrschaft, und bringt die Brodherrschaft selbst um Vermögen und Ruhe. Da Ueberzeugung hier nichts hilft, da Vorstellungen, Ermahnungen und Beispiele bei dieser rohen Menschenklasse den schlummernden Funken der Vernunft und der Sittlichkeit nicht wekken können, so ist es eine Sache der Regierungen, diesen so verderbten und verwilderten Stand durch strenge und bestimmte Verordnungen in die Schranken des Schiklichen und Vernunftgemäßen zurük zu führen und sie darin zu erhalten. Nur dem ganz gebildeten, sittlich guten Menschen, ist die größtmöglichste Freiheit in seinem Handeln nütze: dem rohen, verderbten, von Leidenschaften Beherrschten ist sie

das, was ein scharfes Messer in Kindeshand. Sie verschlechtert ihn, führt ihn auf Abwege, und befördert, durch die Vergrößerung seiner sittlichen Verderbtheit, sein Unglük. Daher sind feste, bestimmte Gesetze, die der dienenden Klasse die Bahn ihres Handelns genau vorzeichnen, durchaus nothwendig, und eine ernste, kräftige Polizei muß mit unerbittlicher Strenge auf deren Beobachtung halten. Daß dieses durch ganz Deutschland ohne Ausnahme der Fall seyn müsse, ist etwas, das sich von selbst versteht.

Mit dem Wunsche, daß dieses geschehen möge, wollen wir es unternehmen, einige Grundlinien einer Gesinde-Ordnung zu zeichnen, nach welchen sich das Weitere würde bestimmen lassen. In Folgendem sind sie enthalten:

1) Jeder Bedienter und Kutscher ist gehalten, Livree zu tragen, die durch Kragen, Aufschläge u. s. w. seinen Stand sogleich kenntlich macht. Ausländische Stoffe und alle Seide, sind bei namhafter Strafe verboten, und von diesem Verbot können nur die Bedienten der Fürsten und der Minister ausgenommen werden.

2) Eben so werden den Dienstmädchen alle Seidenzeuge und alle ausländische Stoffe zu tragen untersagt.

3) Der Lohn der Bedienten und Kutscher sowohl, als der der Dienstmädchen, wird nach Verhältniß des Bedürfnisses und des Ranges der Herrschaft festgesetzt, und sowohl die Herrschaften, als die Dienstboten werden in Strafe genommen, wenn sie mehr als den festgesetzten Lohn geben oder nehmen. Bei denen auf dem Lande Dienenden findet eine gleiche Anwendung dieses Punktes statt.

4) Wollen Herrschaften das Gesinde für ausgezeichnete Dienste belohnen, so zahlen sie ihre etwannigen Geschenke an eine zu diesem Zwekke zu errichtende öffentliche Kasse ein; diese nimmt diese Gelder in Empfang, und hebt sie den Dienstboten bis zu ihrer Verheirathung oder bis zu Vorfällen auf, wo ihnen diese ihnen früher gemachten Geschenke zu Abhelfung dringender Bedürfnisse nothwendig sind.

5) Jedes aus dem Dienste entlassene Gesinde muß mit einem Dienstschein von der verlassenen Herrschaft versehen seyn, worin jeder bedeutende, zur Sprache gekommene Fehler des Gesindes bemerkt wird. Die Herrschaft, die ein unrichtiges Zeugniß ertheilet, und einen auffallenden Fehler verschweigt, wird hart an Geld gestraft.

6) Keinem Gesinde, es sey von welchem Geschlecht und welcher Art es wolle, sey es erlaubt, die Provinz, in welcher es einmal dient, ohne eine andere Ursache, als der Dienstveränderung, zu verlassen.

7) Strafen wegen Widersetzlichkeit und ungebührlichen Betragens des Gesindes, werden festgesetzt, bekannt gemacht und strenge in Ausübung gebracht.

8) Die Dienst- und Aufkündigungszeit des Gesindes wird ein- für allemal festgesetzt, und auf deren Innehaltung genau gesehen.

9) Man schütze die Dienstboten kräftig gegen die Willkühr und Mißhandlungen der Herrschaft. Man errichte Sonntagsschulen für das Gesinde, damit es sich über seine Pflichten belehren könne, und Gelegenheit erhält, den rohen Geist anzubauen.

Dieses wären die vorzüglichsten Punkte, die bei einer Gesinde-Ordnung festgesetzt werden müßten; gute Gesetzgeber werden mit Zuziehung weiser Hausväter das Nöthige hinzusetzen und näher bestimmen.

Sollte die Verbesserung des Gesindes durch ganz Deutschland ein zu kleinlicher Gegenstand für die Sorge des deutschen Bundes seyn?

IX. Maaß und Gewicht

Sind wichtige Gegenstände für Deutschlands Handel; und also auch für dessen Wohlfahrt. Die Verwirrungen, Streitigkeiten und Betrügereien, die durch die verschiedenen Maaße und Gewichte entstehen, sind ungeheuer und ein schweres Joch, das vorzüglich auf Deutschlands Binnenhandel liegt. Hier giebts einen Scheffel von 48 Quart, dort ist er von doppelter Größe; hier hat man eine Metze, da ein Himpten, dort ein Malter, anderswo einen Simmer; hier mißt man mit einem Maaß, da mit einer Kanne, dort mit einem Quart, weiterhin mit einem Stoof; an einem Ort ist rheinländisch, am zweiten pariser, am dritten londoner Längenmaaß; und so gehöret eine Lebenszeit dazu, um die verschiedenen Größenbestimmungen kennen zu lernen und sich im Handel vor Schaden zu sichern. Die verschiedenen Maaße uud Gewichte stammen noch zum Theil aus sehr alten Zeiten, wo sie theils durch den so sehr unvollkommen betriebenen Handel nöthig wurden, theils aber die Fürsten und freien Städte ihren Rechten nichts durch Annahme eines bei den Nachbarn gewöhnlichen Maaßes und Ge-

wichtes vergeben wollten. Zwar bestehen viele kaiserliche Verordnungen darüber, und sogar Reichstagsbeschlüsse, doch sie haben nie eine Einheit hierin für Deutschland bewirken können.

Die mannigfaltigen Nachtheile, die aus diesen verschiedenen Größenbestimmungen hervor gehen, sind so augenscheinlich und so allgemein anerkannt, daß schwerlich Jemand es übernehmen wird, etwas zu ihrem Besten zu sagen; er müßte denn absichtlich eine Betrügerei befördern wollen, die von gewinnsichtigen Menschen an unerfahrnen und leichtsinnigen Kaufleuten durch die Verschiedenheit der Maaße und des Gewichtes verübt wird.

Daß es wenig Mühe kostet, in einem Lande andere Größenbestimmungen einzuführen, sehen wir an den Rheinländern, die unter französische Botmäßigkeit kamen. Hier ist man schon allgemein an ein neues Maaß und Gewicht gewöhnt, und ohnerachtet der nicht leichten griechischen Namen, weiß man sich sehr gut darin zu finden.

Der deutsche Bund wird, wie ganz Deutschland hofft, eine Sache, die so wenig Umstände macht, zum Wohl des Vaterlandes bewerkstelligen.

X. Gleichgeltende Münze

Ist ein Bedürfniß, das Deutschland schon sehr lange fühlt. Theuer muß jeder Reisende den Umstand büßen, daß wir in unserm Vaterlande so viele hundert verschiedene Münzsorten haben. Der Kaufmann verliert vorzüglich viel dadurch, und hat noch den Zeitverlust, stets eine doppelte Rechnung führen zu müssen. Wer mag sich unter den großen und kleinen Thalern, Marken, Grooten, Schillingen, Groschen, Stüvern, Batzen, Kreuzern, Konventions=, rheinländischen= und provinzial= Münzen hindurch arbeiten, ohne stets beträchtlich dabei zu verlieren. Reisenden giebt man zwar den Rath, sich mit holländischen Dukaten zu versehen, und führt das Sprichwort dabei an, „mit der französischen Sprache und holländischen Dukaten kömmt man durch die ganze Welt"; indessen ist dieses durchaus falsch, wenn man wohlfeil damit fortzukommen annimmt; im Gegentheil verliert man an keiner Münze in Deutschland mehr, als gerade an den holländischen Dukaten. Welch ein ewiges Rechnen, Wechseln und Zahlen erfordern die verschiedenen Münzsorten, zu welchen Irrungen geben sie Anlaß,

und welche Hindernisse legen sie dem Handel in den Weg. Soll Deutschland sich als ein vereinigtes Ganzes betrachten, so muß eine gleiche Münze statt finden. Es sind freilich bedeutende Hindernisse, die sich der Bewerkstelligung dieser hochwichtigen Sache in den Weg stellen; indessen sie können nie von dem Belange seyn, daß man die Ausführung eines auf Deutschlands Wohlstand so tief einwirkenden Gegenstandes darüber ausser Acht ließe, und müssen beseitiget werden.

Das Erste, was gewöhnlich gegen die Einführung einer gleichen Münze gesagt wird, ist: daß der Geldumlauf vermindert würde, da alle Wechselladen eingehen müßten. Dieser Einwand ist von weniger Bedeutung: denn wenn das baare Geld nicht als Zeichen des Werths der Erzeugnisse und der Arbeit umläuft, so stiftet dessen Rundgehen aus einem Beutel in den andern keinen Nuzzen. Es nähren sich freilich viele Wechsler in Deutschland, und diese verlieren bei einer gleichen Münze ihren Erwerb. Allein wenn sie stets ehrlich bei ihrem Gewerbe zu Werke giengen, so müßten sie verhungern: denn ihr Gewinn gründet sich hauptsächlich auf die Unwissenheit der Wechselnden, denen sie den Preis falsch berechnen, und dadurch vortheilen.

Ein zweiter und bei weitem wichtigerer Grund ist der: bei einer gleichgeltenden Münze könnte der eine oder andere deutsche Fürst, bei seinem Rechte zu münzen — welches wohl keinem genommen werden kann — eine unverhältnißmäsig große Menge Geld prägen lassen, und so einen Reichthum auf Kosten der Andern erhalten. Denn da doch ein gewisser Prägeschatz statt finden muß, so würde dieser ein baarer Gewinn für ihn seyn, wenn er viel prägen ließe. Würde zum Beispiel Baden die für dies Land unverhältnißmäsige Summe von 20 Millionen Thalern prägen lassen, so gewönne es, wenn der Schlagschatz 15 Prozenten wäre, 3 Millionen Thaler dabei. Fragt man: wo aber das Metall hernehmen? so ist die Antwort sicher leicht: für Geld ist es zu haben, und die Zahlung ist da, sobald die Summe ausgeprägt ist. Jeder würde auf diese Weise gewinnen wollen; es würde also zu viel geprägt werden, und der Werth des Geldes würde dadurch sinken.

Das zwekdienlichste Gegenmittel dagegen, so wie das richtigste Verhältniß und die besten Maaßregeln zu Einführung einer gleichen Münze anzugeben, bleibe einem erfahrnen Finanzier überlassen; und es müßte die größte Vorsicht angewendet werden, um Fehler zu vermeiden, die in keinem Fach der Staatswirthschaft so leicht begangen werden,

und von so schädlichen Folgen sind, als bei der Münze. Noch neulich haben zwei mächtige Staaten die bei dem Münzen früher begangenen Irrthümer sehr schmerzlich gebüßt. Würdig des deutschen Bundes wäre es, von England zu verlangen, daß es die Falschmünzer-Fabrik in Birmingham zerstöre, und alle Fürsten von Europa sollten ihn in seinem Gesuche unterstützen.

Uns Deutschen ist zwar vieles in den englischen Gesetzen unbegreiflich; aber von allem das Unbegreiflichste bleibt es wohl immer, wie eine europäische Regierung eine Falschmünzer-Fabrik offenbar dulden und schützen kann. Possierlich genug muß der Grund seyn, den England für diese Duldung vorbringen kann, wenn es im Ernst darüber befragt wird. Ist diese Duldung wirklich in den englischen Gesetzen begründet, so ist zu bewundern: warum die Verfertiger des Aqua tofana und der Sukzessionspulver nicht nach England ziehen und ihr Wesen dort öffentlich treiben? wenigstens können sie mit demselben Recht Duldung und Schutz verlangen, wie die Falschmünzer; besonders wenn sie sich verbindlich machen, nur nach dem Auslande mit ihrer Waare zu handeln. Kann ein Gesetz in der Welt eines der schändlichsten aller Bubenstükke erlauben? Kann ein großes und gebildetes Volk in seiner Mitte frei und öffentlich eine Bande

dulden, die ein Gewerbe treibt, wodurch ganze Völker unglüklich werden? Selbst die Franzosen haben, bei aller ihrer Verworfenheit, dieses nicht gethan. Was kann man sich von England versprechen, wenn es auf eine so empörende Art die Rechte aller Völker mit Füßen tritt? Aus den Zeitungen wissen wir, daß die Engländer, um ihre Krieger auf dem festen Lande zu bezahlen, jezt Louisd'örs und holländische Dukaten prägen lassen; die englische Regierung treibt also das ehrenvolle Gewerbe des Falschmünzens selbst; kein Wunder, daß sie auch ihren Unterthanen es gestattet.

XI. Englische Fabrikate.

Die deutschen Fabrikken und Manufakturen sind seit einigen Jahren durch alle nur mögliche widrige Zufälle zurükgesetzt worden, und selbst die Handelsperre hat ihnen nur selten einen kurz vorübergehenden Nutzen geschafft, da die Franzosen und Schweizer, von der französischen Regierung unterstützt, bessere Preise machen konnten, und Deutschland mit ihren Waaren überschwemmten. Hoben sich auch einige Fabrikken durch die unvergleichliche Güte ihrer Waare, so sanken andere aus sehr natürlichen Ursachen desto mehr, vorzüglich da die französischen Fabrikanten Wolle und Baumwolle wohlfeiler einkaufen konnten. Denn vermittelst der Lizenzen wurde viel Baumwolle über England nach Frankreich gebracht, welcher Vortheil den Deutschen ganz abgieng; zu der spanischen Wolle kamen die Franzosen ohnehin leichter und wohlfeiler.

Demungeachtet ist der deutsche Fleiß doch nicht verzagt: wir verfertigen Baumwollenwaaren, denen, um für englische zu gelten, nichts fehlt, als der Name und etwa die letzte kleine Vollendung der Appretur, die die fortgesetzte Bemühung der Fa-

brikanten ihnen sehr bald zu ertheilen im Stande seyn würden. Unsre Tücher, besonders die von Montjoie und Eupen, übertreffen längst die englischen; unsre Stahlwaaren werden an vielen Orten für englische verkauft, und die sächsischen und bergischen Baumwollenzeuge sind ohne Tadel. Alle Bemühungen unserer Fabrikanten sind aber vergebens: denn nie werden sie sich bedeutend ausbreiten können, da die Engländer mit vereinten Kräften und systematisch dahin arbeiten, die deutschen Fabrikken zu Grunde zu richten, und die Deutschen, denen noch immer der richtige Ueberblik in solchen Sachen fehlt, und die durch keinen Gemeingeist verbunden sind, ihnen sehr bereitwillig die Hände dazu bieten. Merken die Engländer, daß irgend ein deutsches Fabrikat guten Absatz hat, und daß die Fabrikken, die es verfertigen, in Flor kommen wollen, so überschwemmen sie alle deutsche Märkte mit demselben dergestalt, daß die Waare ihren Preis verliert. Die deutschen Fabrikanten, denen der englische Reichthum mangelt, können die Waare nun nicht auch so wohlfeil verkaufen, verlieren den Absatz und gehen zu Grunde. Dieses ist, was die Engländer wollten; haben sie diesen Zwek erreicht, so sind sie wieder Herren des Preises, und holen den Schaden, den sie am niedrigen Preise erlitten haben, doppelt und dreifach wieder ein.

Auf diese Weise sind wir stets in den Händen der Engländer, und Deutschland muß mit zunehmendem Luxus und bei abnehmender Ausfuhr, da die Engländer unsre natürlichen Erzeugnisse wenig mehr kaufen, ganz und gar verarmen. Geld-Unterstützungen von Seiten der Fürsten können die Fabrikken nie in der Höhe erhalten; denn diese Unterstützungen fallen nie so reichlich aus, daß unsre Fabrikanten den englischen die Waage zu halten im Stande wären; hier muß allein ein festes, durch ganz Deutschland eingeführtes Zollsystem, ein hoher Zoll, mit dem alle englische Waaren belegt werden, helfen. Der Handel verliert im Ganzen nicht bedeutend dadurch; denn Deutschlands Kommissions- und Speditionshandel ist sehr gering, da die Engländer ihre Waaren alle selbst verführen, auch auf den Messen von Leipzig und Frankfurt mit den Polen und Russen ihre Geschäfte größtentheils selbst machen, und uns nicht einmal den Kommissionsgewinn lassen; durch den Zoll aber gewinnen die fürstlichen Kassen, und der deutsche Kunstfleiß wird durch vergrößerten Absatz aufgemuntert. Die französischen Waaren müßten mit eben dem Zoll belegt werden: denn obwohl die Franzosen nicht so systematisch mit ihrem Waareneinschleppen zu Werke gehen, so wenden sie doch alle mögliche Künste an, um ihnen, zum Nachtheil

der deutschen Fabrikken, Absatz in Deutschland zu verschaffen. Dieser Zoll kann nur die beabsichtigte Wirkung hervorbringen, wenn alle Fürsten Deutschlands, ohne Ausnahme, sich dazu verstehen, und alle mit gleicher Strenge darauf halten. Sobald sie sich überzeugen wollen, daß der Reichthum einer deutschen Provinz den der übrigen befördert, und daß der Wohlstand eines deutschen Staates sich, vermöge der bestehenden Verhältnisse, auch dem andern mittheilt, so stehen der Einführung dieses Zolles keine Hindernisse im Wege.

Um den Zwek, den großen Vertrieb der englischen und französischen Waaren zu verhindern, zu erreichen, müßte man sich freilich entschließen, in etwas das französische Duanensystem anzunehmen; indessen dieses würde, von Deutschen gehandhabt, nicht so gar drükkend seyn, da es dem Deutschen fremd ist, aus bloßer Sucht zu quälen, oder aus Raubbegierde, bei der Aufsicht und Untersuchung der Waaren Mißhandlungen und Niederträchtigkeiten zu begehen.

XII. Deutsche Alterthümer.

Ein Volk, das sich seiner Vorzeit nicht schämen darf, handelt ungerecht gegen sich selbst, wenn es die Denkmäler und Alterthümer, die an seine großen Väter und an deren Handeln und Wirken erinnern, vernachlässigt. Sie sprechen lauter, wie Schriften und Urkunden zu dem Herzen der späten Enkel, beurkunden mehr, wie Buchhabe und Wort, die Größe der Altvorderen, und rufen, gleich einer Stimme aus dem Grabe, der Nachwelt zu, der Größe ihrer Ahnherrn würdig zu seyn.

So wie Deutschland im Mittelalter das mächtigste und berühmteste Reich war, so ist auch seine Vorzeit die thatenreichste und merkwürdigste, und die auf uns gekommenen Ueberreste sprechen laut von ihrer Größe. Kein Land ist aber auf eine so schändliche Art um seine Alterthümer gekommen, und in keinem Reiche ist man unverantwortlicher damit umgegangen, als in Deutschland. Im dreißigjährigen Kriege zerstörten Franzosen, Spanier, Schweden und Oestreicher um die Wette Vesten, Burgen, Kirchen, Klöster und Grabmäler, und in jener grauenvollen Zeit ist gewiß die Hälfte aller

Alterthümer, Denkmäler, Urkunden und Gemälde aus dem Mittelalter verloren gegangen. Die nachfolgenden Kriege, die Ludwig XIV., fluchwürdigen Andenkens! führte, zeichneten sich auch durch Zerstörung alles dessen, was dem Deutschen aus seiner Vorzeit heilig seyn konnte, aus: damals waren die Franzosen, wie jetzt, im Zerstören unübertreffbar.

Dem achtzehnten Jahrhunderte, dem aufgeklärten, philosophischen, und wie man es sonst nennen mag, war die Schande aufbehalten, daß selbst Deutsche, ohne Noth und Zwang, ihre Alterthümer und Denkmäler zerstörten, oder sie einer unwürdigen Vergessenheit übergaben, unbekümmert, was einst die richtende Nachwelt dazu sagen werde. Folgendes war eine von den Hauptveranlassungen davon.

Die Baukunst, die so lange in Deutschland vernachlässiget, und größtentheils nach den geschmaklosen französischen Mustern betrieben worden war, wurde jetzt mehr wissenschaftlich behandelt, und da man erst anfieng, sich ernstlich damit zu beschäftigen, so wurde man, wie es den Anfängern gewöhnlich geht, einseitig, und suchte allenthalben nur den antiken Styl anzuwenden, der freilich durch seine reine Formen vorzüglich anzog. Ohne sie zu kennen, verwarf man die altdeutsche Baukunst, als

zwek- und geschmakwidrig, und so wurden die prächtigsten Ueberbleibsel davon vernachlässiget und vernichtet. Wie ein angehender Dichter sich gern gedrukt sieht, so sieht ein junger Baumeister gern Gebäude, die nach seinem Plane aufgeführt worden, und wer nun gern recht viel neue Gebäude, wohlfeil, auf öffentliche Rechnung bauen wollte, der zog die alten wegen ihres Baustoffes, unbekümmert um ihre geschichtliche Merkwürdigkeit, in den Bauanschlag, die nun auch ohne alle Rüksicht abgebrochen und zertrümmert wurden. Die Fürsten, die in ihrer Jugend vor allen galanten Wissenschaften nicht dazu hatten kommen können, die Geschichte des Vaterlandes zu studieren, und denen nichts merkwürdig schien, was nicht französisch war, ließen ihre wohlfeil bauenden Baumeister gewähren, und diese baueten dann auf den Grund der alten Burgen und Tempel, die noch Jahrhunderte gestanden hätten, und die niederzureißen mehr kosteten, als der dadurch gewonnene Baustoff werth war, niedliche, griechisch seyn sollende Häuserchen, die nach dreißig bis vierzig Jahren das vollkommenste Ansehen von Ruinen hatten. Was noch übrig blieb, wurde, seiner geschichtlichen Merkwürdigkeit und eines jeden Deutschen heiligen Andenkens an große Begebenheiten ungeachtet, zu einem niedrigen Zwekke verwandt. Stammhäuser der

ältesten regierenden Fürsten wurden oft als Kasernen oder Ställe gebraucht, aus alten Pallästen und Tempeln Vorrathsböden gemacht, und Meisterstükke alter Baukunst ohne Barmherzigkeit zertrümmert und verunstaltet. So sieht man in Preussen die Burg Marienburg, welche den deutschen Hochmeistern zum Hoflager diente, und welche vielleicht in ihrer Art das erste Gebäude ist, so weit die deutsche Zunge gesprochen wird, ein Gebäude, worin sich altdeutsche Baukunst in ihrer Vollendung zeigte, und welches einem deutschen Kaiser, aus den glänzendsten Zeiten, ein würdiger Wohnsitz gewesen wäre, verunstaltet, seiner größten Zierden beraubt und zu elenden Vorrathsböden eingerichtet. Das Schloß zu Marienwerder, in Westpreussen, welches noch in seiner Zerstörung eine Zierde jener paradiesischen Gegend ist, welches der Sitz der Landes-Regierung war, wurde, blos um Ziegel zu gewinnen, niedergerissen, und mit diesen Ziegeln baute man ein neues Gebäude, welches seinem Verfalle schon nahe seyn soll. Ein Baumeister bewies, daß bei einer mäsigen Ausbesserung dieses Schloß noch mehrere hundert Jahre hindurch stehen und genützt werden könnte: umsonst! es mußte nieder, damit ein neues geschmakvolles Haus, nach Herrn Oberbaurath Gillis Plan, gebaut werden konnte. Nach der alten, hochberühmten Kapelle von Tanne-

berg, die zu dem Andenken der blutigsten Schlacht, die in zwei Jahrtausenden geschlagen worden, errichtet war, fragt der Reisende vergebens. So gieng es in den preussischen Staaten, und die andern deutschen Länder folgten nach, weil der große Friedrich den Ton angab. Der prächtige Dom in Königsfelde, in der Schweiz, ist in einen Speicher verwandelt, die kümmerlichen Reste von Habsburg waren schon auf dem Wege zu verschwinden, die Hohezollern stürzt zusammen, nachdem sie lange als Kaserne vernutzt ist: und was ist von der Staufen übrig geblieben?

Doch auch diese Zerstörungssucht gieng vorüber, und so wie die Verse von Gellerts schlechtem Dichter doch zu etwas, zum Geisterbannen, zu gebrauchen waren, so stifteten die seichten, läppischen Ritterromane doch auch das Gute, daß die Deutschen den Ueberbleibseln der Vorzeit, den Ritterburgen, mehr Aufmerksamkeit widmeten, und mancher gute Kopf, der die alten Archive, blos um Stoff zu einem Ritterromane zu finden, durchstöberte, wurde dadurch auf das Studium der vaterländischen Geschichte geleitet. Die Stimme des durch die Ritterromane begeisterten Volkes erhob sich nun für die Erhaltung der noch übrig gebliebenen Reste der Vorwelt, und nun hatte alles Alte vor dem Einreißen Ruhe, bis ein gründliches Studium der altdeutschen Baukunst,

den noch vorhandenen Resten derselben einen sichern Schutz versprach.

Doch nun brach die französische Revolution herein, und die fränkischen Vandalen hauseten bei ihrer Ueberschwemmung Deutschlands mit unsern Alterthümern, als ob von der Zerstörung derselben ihre Wohlfahrt abhieng. Um welche schöne Denkmäler einer großen Vorzeit hat uns jene thränenvolle Zeit gebracht! Wer einen kleinen Begriff davon erhalten will, der betrachte den Dom von Aachen, oder den von Mainz, oder den von Erfurt. So wie hier, sieht es beinahe allenthalben aus. Der Königsstuhl ist verschwunden, Ehrenbreitstein liegt in Trümmern; das feste Rheinfels modert in Schutt. Wer könnte alle Verwüstungen aufzählen, wodurch diese Barbaren sich an unserm Vaterlande versündigten: sie sind vorüber, diese unselige Zeiten, und das Verlohrne erhalten wir nie wieder. Aber daß wir nicht alles verlieren, daß wir noch retten, was zu retten ist, das sey die Sache des jetzigen Zeitalters, und der deusche Bund zeige sich dadurch deutsch und würdig, daß er uns die Erinnerung an das große Deutsche, an eine herrliche, große Vorzeit, erhalte, und unsre Heiligthümer in Schutz nehme gegen das Verderben der Zeit und gegen die Rohheit derer, die nicht Sinn und Gefühl für eine große Vergangenheit haben.

Auf folgende Weise würde sich dieses am zwekmäßigsten machen lassen:

Die Gelehrten des Vaterlandes müßten Verzeichnisse anfertigen von allen vorhandenen Ueberbleibseln der Vorzeit, an die sich geschichtliche Thatsachen knüpfen; es seyen Burgen, Ruinen, Kirchen, Grab- und Denkmäler, Säulen, Urkunden, Gemählde u. s. w. Wenn diese Verzeichnisse gemacht wären, müßte eine Gesellschaft Gelehrter eine Auswahl davon treffen, und das wirklich geschichtlich Merkwürdige und Erhaltbare würde für vaterländisches Volkseigenthum erklärt. Jeder Fürst, in dessen Staaten es befindlich wäre, würde für dessen Erhaltung verantwortlich gemacht, und wäre dem deutschen Bunde Rechenschaft darüber schuldig. Dieses ist die einzige Art, die uns heiligen Alterthümer vor Vernichtung und vor der Zerstörungssucht der Querköpfe zu sichern, die gern alles zertrümmern möchten, was sie nicht selbst gemacht haben.

XIII. Deutscher Bundes-Pallast.

Der deutsche Bund vertritt eines der mächtigsten Reiche d-r Welt, und hat billig den ersten Rang in Europa vor allen Kronen: denn früher war der deutsche Kaiser der erste Fürst der Christenheit, und dasselbe Reich, dessen Oberhaupt er war, tritt jetzt wieder, wiewohl in veränderter Gestalt, in die Reihe der europäischen Staaten ein. Dieser Bund muß einen, seiner würdigen, Versammlungsort haben, wozu weder das rothe Haus, noch der Taxissche Pallast, noch sonst ein Gebäude in Frankfurt taugt. Die Stellvertreter eines Volkes, welches 30 Millionen Seelen zählt, dessen Fürsten Kaiser- und Königskronen tragen, eines Volkes, welches allen Staaten Europa's seine Herrscher gab: diese müssen zu ihren Sitzungen einen Pallast haben, der nicht schlechter seyn darf, als irgend ein Senatspallast in Europa.

Es hebe sich daher auf einer angemessenen Stelle, auf dorischen Säulen, die Festigkeit und Stärke bedeuten, eine Pfalz empor; einfach, aber groß und königlich, wie das Volk, dessen Stell-

vertreter sie aufnimmt. Der schöne rothe Stein der Maingebirge gebe den Stoff zu den Mauern; Säulen von vaterländischem Marmor zieren den Bundessaal. Die Kosten dazu geben die Bundesfürsten, nach Verhältniß der Größe und Einkünfte ihrer Länder, her.

Mainz,
gedruckt bei Johann Wirth, Betzelsgasse, Lit. C. Nro 128.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Deutschlands Forderungen an den deutschen Bund

Mainz 1816

J.publ.g. 225 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10559202-1